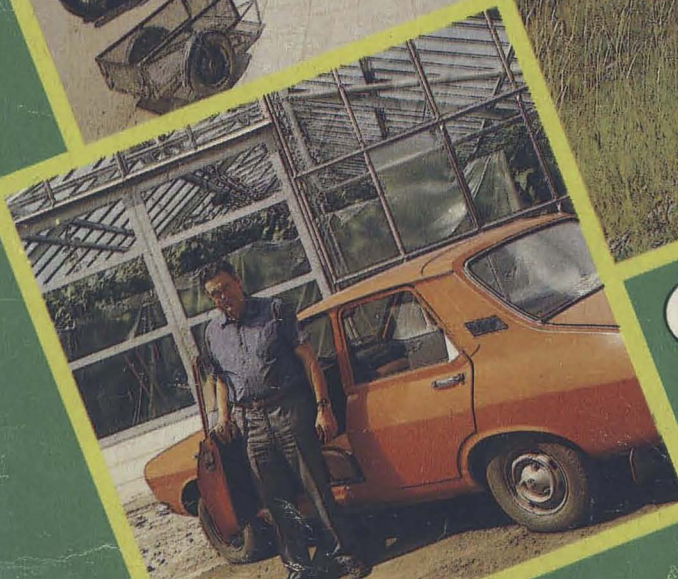
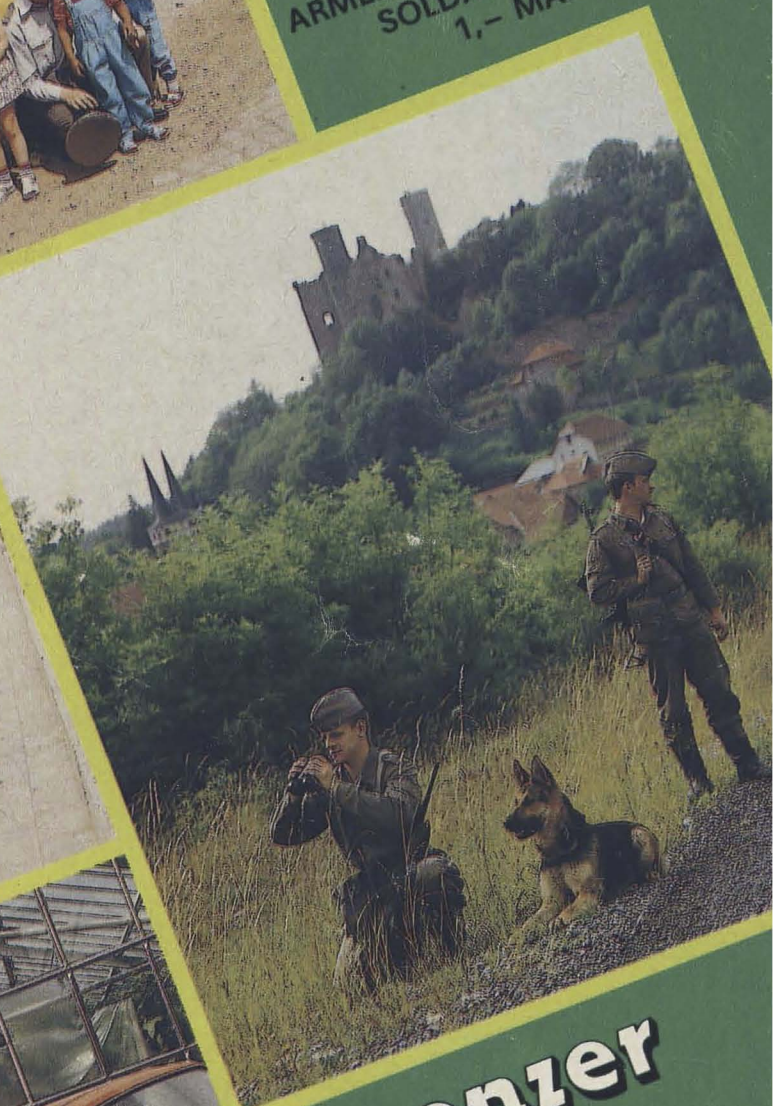
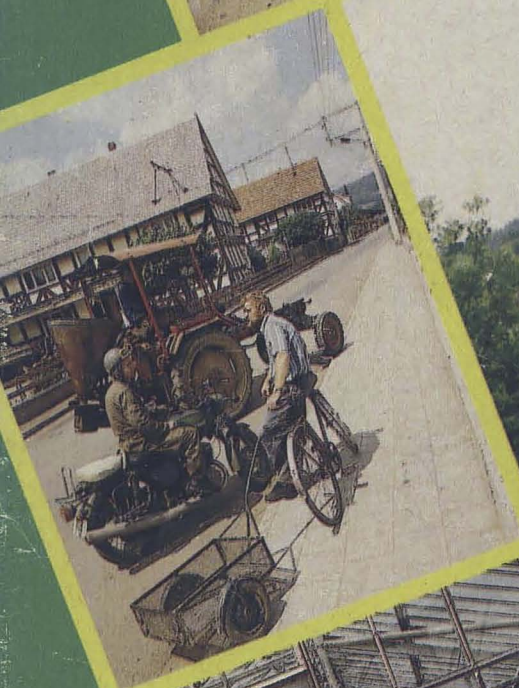


**air** 12/88  
ARMEERUNDSCHAU  
SOLDATENMAGAZIN  
1,- MARK



**Grenzer  
und ihr  
Dorf**





Allen Lesern  
gesunde Festtage  
und einen guten Start  
ins neue Jahr!

Bild: Manfred Uhlenhut

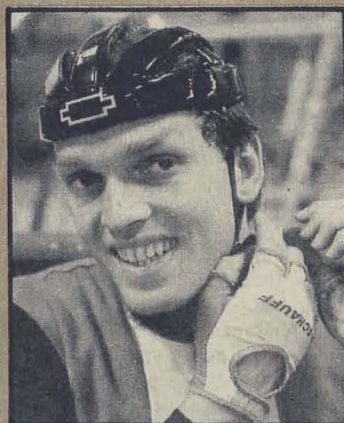


# INHALT



◀ 6  
▼ 86 ▼ 70

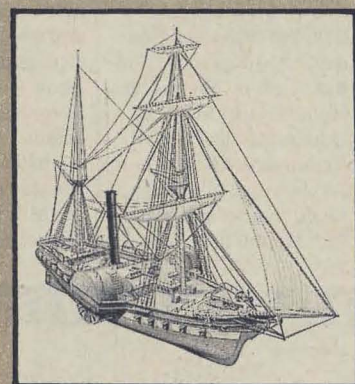
- 4 Was ist Sache?
- 6 Triebwerk ist frei!
- 10 Soldaten schreiben  
für Soldaten
- 12 Postsack
- 16 Monument einer Völkerschlacht
- 22 Siebzehn Brote
- 26 Bildkunst
- 28 AR International
- 30 Stolz aufs Grenzdorf
- 36 AR – Preisausschreiben
- 38 Dekathlon
- 45 Militaria/  
Raddampfkriegsschiffe
- 52 Schenk doch Vergnügen!
- 54 Dac Cong
- 60 Präriejäger in Mexiko
- 64 Schieß und vergiß!
- 68 Mini-Magazin
- 70 T.Z. und die Sowjetsoldaten
- 76 Typenblätter
- 78 Die Abbruchstellung
- 86 Zugpferd und nicht Klotz  
am Bein
- 88 Meine achtzehn Monate
- 94 AR-Ratgeber
- 96 Rätsel
- 98 Leser-Service



▼ 60



▲ 78  
54 ▶  
45 ▶





**Ich wurde jetzt als Gruppenführer eingesetzt. Müßte sich das nicht auch in mehr Geld und Urlaub für mich auszahlen?**

**Gefreiter Jörg Tabbert**

Die Gruppenführerplanstelle kann auf längere Sicht nicht mit einem Unteroffizier auf Zeit besetzt werden. Also haben die Vorgesetzten Ihnen diese Aufgabe anvertraut – nicht nur für zwei, drei Wochen, sondern in Ihrem ganzen dritten Diensthalbjahr. Damit wird in ganz besonderer Weise anerkannt, was Sie in den bisher zwölf Dienstmonaten gelernt, geschafft und an Erfahrungen gewonnen haben.

Natürlich zahlen sich höhere Verantwortung und Mehrarbeit in barem Geld aus. Sie können einen monatlichen Leistungszuschlag von 40, 60, 75 oder 90 Mark erhalten; über seine Gewährung und Höhe entscheidet der Regimentskommandeur in einem Befehl. Desweiteren ist es auch möglich, Sie für ganz besondere Leistungen mit Sonderurlaub zu belohnen. Höhere Ansprüche auf Erholungs-, Kurz- oder Verlängerten Kurzurlaub ergeben sich allerdings nicht. Schließlich regeln sich Urlaub und Aus-

gang nach dem jeweiligen Dienstverhältnis – und Sie stehen eben nach wie vor in dem eines Soldaten im Grundwehrdienst.

**In der AR lese ich öfter von Gefechtsbereitschaft. Was bedeutet das, und was gehört dazu?**

**Kerstin Schmiedel**

Im anspruchsvollsten Sinn des Wortes heißt dies: bereit sein zum Gefecht, bereit sein, einem überraschenden Überfall unter allen Bedingungen wirksam zu begegnen.

Fragen wir als erstes nach dem Warum.

Die Welt ist noch nicht so wie wir sie uns wünschen und wie wir sie erstreben: frei von Krieg, von Wettrüsten, von militärischer Gewaltanwendung, mit Frieden und Sicherheit für alle, mit allgemeiner und vollständiger Abrüstung. Auf dem Weg dahin ist die Menschheit zwar vorangekommen, aber nach wie vor ist die internationale Lage kompliziert und widersprüchlich. Die Gegner jeglicher Abrüstung – der militante Kern des Imperialismus – verstärken ihre Aktivitäten. Und so sind wir gezwungen, wie es in der Militärdoktrin des Warschauer Vertrages

heißt, unsere Streitkräfte in einer solchen Gefechtsbereitschaft zu halten, „die ausreicht, um nicht überrascht zu werden“.

Das ist weitaus leichter gesagt als getan. Zum ersten, weil es nicht um irgendeine, vielleicht sogar noch sehr niedrige Gefechtsbereitschaft geht, sondern um eine außerordentlich hohe, die dem Grad der militärischen Bedrohung durch die NATO entspricht. Zum zweiten, weil Gefechtsbereitschaft der Armee stets die der Soldaten ist und folglich entscheidend von ihrem ganz persönlichen Bereitsein zum schnellstmöglichen Eintreten in das Gefecht getragen wird.

Bleiben wir bei Letzterem.

Ist dies machbar, ohne daß der einzelne um den Sinn seines Soldatseins hier im Sozialismus weiß? Ohne daß er sich bewußt ist, welche Verantwortung er trägt? Ohne daß er Verteidigungs-Sicht nicht nur auf das eigene Heim und den eigenen Herd hat, sondern auf Wohl und Wehe der gesamten Zivilisation unseres Planeten? Nein, ohnedem und somit ohne politische Bewußtheit ist hohe Gefechtsbereitschaft weder zu erreichen noch zu halten.

Schließlich setzt sie sich in der Endsumme aus vielen Einzelposten zusammen: Sei es das militärische Können, die Beherrschung der Waffe

**WAS IST SACHE**



oder die Perfektion, aus ihr mit dem ersten Schuß zu treffen. Sei es die bewußt geübte Disziplin, die Befehlsausführung mit Köpfchen – sprich: mit Initiative – oder das Ordnunghalten im kleinen wie im großen. Sei es das Erreichen und Unterbieten der Gefechtsnormen, die rationelle Nutzung jeder



Ausbildungsstunde oder der schnelle „Sprung“ in die Stiefel bei Alarm. Sei es die gesunde Lebensführung, das Sich-abhärten oder die intensiv gesteigerte körperliche Fitness, um allen Strapazen des Gefechts gewachsen zu sein. Und sei es schließlich auch ein erklärendes Wort zu Hause, daß zu jeder Zeit und Stunde gefechtsbereit sein logischerweise der Ausgangs- und Urlaubsgewährung Grenzen setzt, dieweil ein hoher Prozentsatz aller Armeeangehörigen in der Kaserne verfügbar sein muß.

Die Palette dessen, was Gefechtsbereitschaft konkret heißt, spannt sich mithin von A wie Alarm bis Z wie Zusammenwirken im kleinen militärischen Kollektiv und im großen Verbund des Warschauer Vertrages. Und wenn ich noch einen Buchstaben herausheben sollte, würde ich L wie Liebe nennen. Denn Verteidigungsfähigkeit und Verteidigungswille werden gerade auch von der Liebsten geschmiedet: schließlich ist ihr Mann, Verlobter oder Freund nicht zuletzt für sie Soldat. Sollte sie ihm da nicht Mut machen, fest an seiner Seite stehen, Verständnis aufbringen für ihn und seinen Pflichtenkreis? Ich meine, daß dies ein durchaus gleichwertiger Baustein für das stete Gefechtsbereitsein unserer Armee, jedes einzelnen Soldaten ist.

## Was sind eigentlich Präventivschläge?

**Soldat  
Ronny Balkow**

Präventiv heißt vorbeugend, verhütend. Und somit sind präventive Schläge bzw. Kriege Angriffshandlungen, um einem geplanten oder vermuteten Angriff des Gegners zuvorzukommen.

Der Präventivkrieg ist eine von imperialistischen Staaten schon oft praktizierte, besonders aber für den deutschen Militarismus typische Methode. Sie geht so: man überfällt das als Opfer ausersehene Land überraschend, stempelt es zum Aggressor und rechtfertigt damit den eigenen Raub- und Eroberungskrieg. Das in seinen Folgen schrecklichste Beispiel dafür war der faschistische Überfall vom Juni 1941 auf die Sowjetunion.

In unserer, eindeutig auf Verteidigung ausgerichteten Militärdoktrin ist für „vorbeugende, verhütende“ Handlungen weder gedanklich noch praktisch Platz. Unmißverständlich hat Verteidigungsminister Armeegeneral Heinz Keßler erklärt: „Präventivschläge, mit welchen Kräften und Mitteln auch immer, werden strikt ausgeschlossen. Kampfhandlungen von Streitkräften unseres Bündnisses oder eines

Mitgliedsstaates können und dürfen erst nach einer militärischen Aggression begonnen werden.“

## Kann ich, nachdem ich Ende April 1989 fünfzehn Dienstjahre hinter mir habe, schon zu diesem Zeitpunkt entlassen werden?

**Stabsoberfähnrich  
Gert Möller**

Die Dienstlaufbahnordnung der NVA vom 25. März 1982 (GBI I Nr. 12 S. 237) sieht für Fähnriche eine Mindestdienstzeit von fünfzehn Jahren vor. Da Sie im Frühjahr 1974 einberufen wurden, haben Sie diese Ende April des kommenden Jahres erfüllt – mit Erfolg und in Ehren, wofür allein schon Ihr Dienstgrad spricht.

Als gestandener Militär wissen Sie, wie bedeutsam es sowohl für eine kontinuierliche Ausbildung als auch für unsere Gefechtsbereitschaft ist, personelle Veränderungen während des laufenden Ausbildungsjahres so gering wie möglich zu halten. Deswegen erfolgt die Entlassung militärischer Berufskader in der Regel auch an seinem Ende und nicht zwischendurch. Bei

Ihnen liegt aber nun ein ganz konkreter Sachverhalt vor: Sie werden in Ihrem einstigen Betrieb, der über anderthalb Jahrzehnte stets mit Ihnen in Kontakt geblieben ist, als Kaderleiter anfangen. Der derzeitige geht im Juli 1989 in Rente. Klar also, daß der Betrieb wie auch Sie daran interessiert sind, einen nahtlosen Übergang zu haben – eingeschlossen die Möglichkeit für Sie, sich an der Seite des ausscheidenden Kaderleiters wenigstens über ein paar Wochen einzuarbeiten.

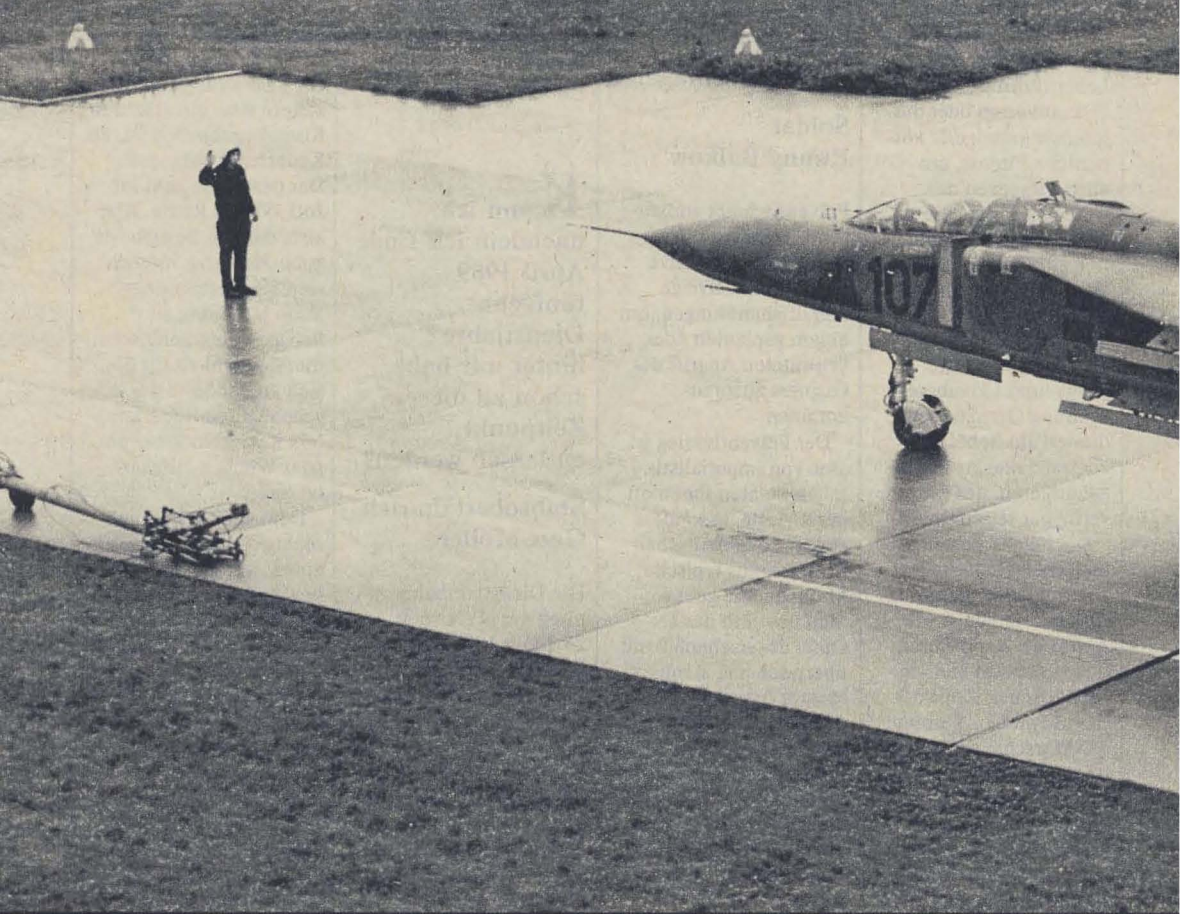
Dem steht prinzipiell nichts entgegen. Zum einen, weil die schon erwähnte Dienstlaufbahnordnung unter § 6 die Entlassung wegen „Übernahme wichtiger staatlicher und gesellschaftlicher Aufgaben“ vorsieht, und zum anderen, weil gemäß den Kaderbestimmungen die Divisionskommandeure befugt sind, den Entlassungszeitpunkt innerhalb des zutreffenden Ausbildungsjahres selbst festzulegen. Und so bleibt mir nur, Ihnen ein Dankeschön zu sagen für fünfzehn dem Schutz von Frieden und Sozialismus gewidmete Armeejahre sowie Ihnen einen guten Start im neuen Aufgabenbereich zu wünschen.

Ihr Oberst

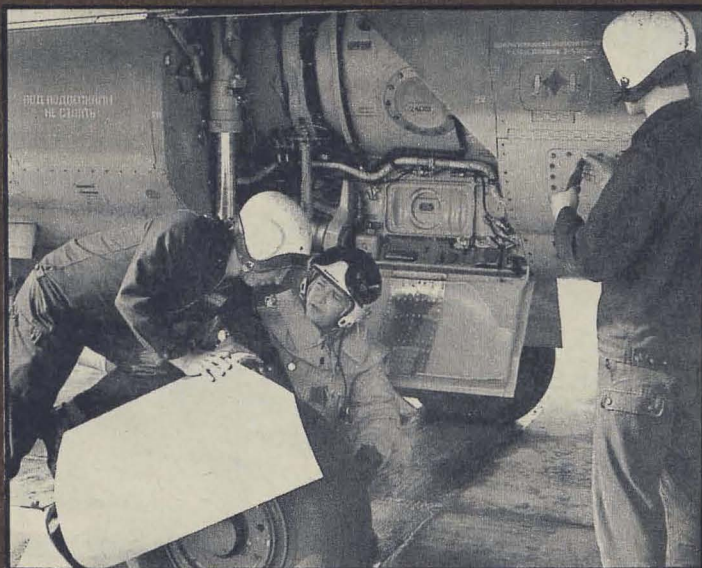
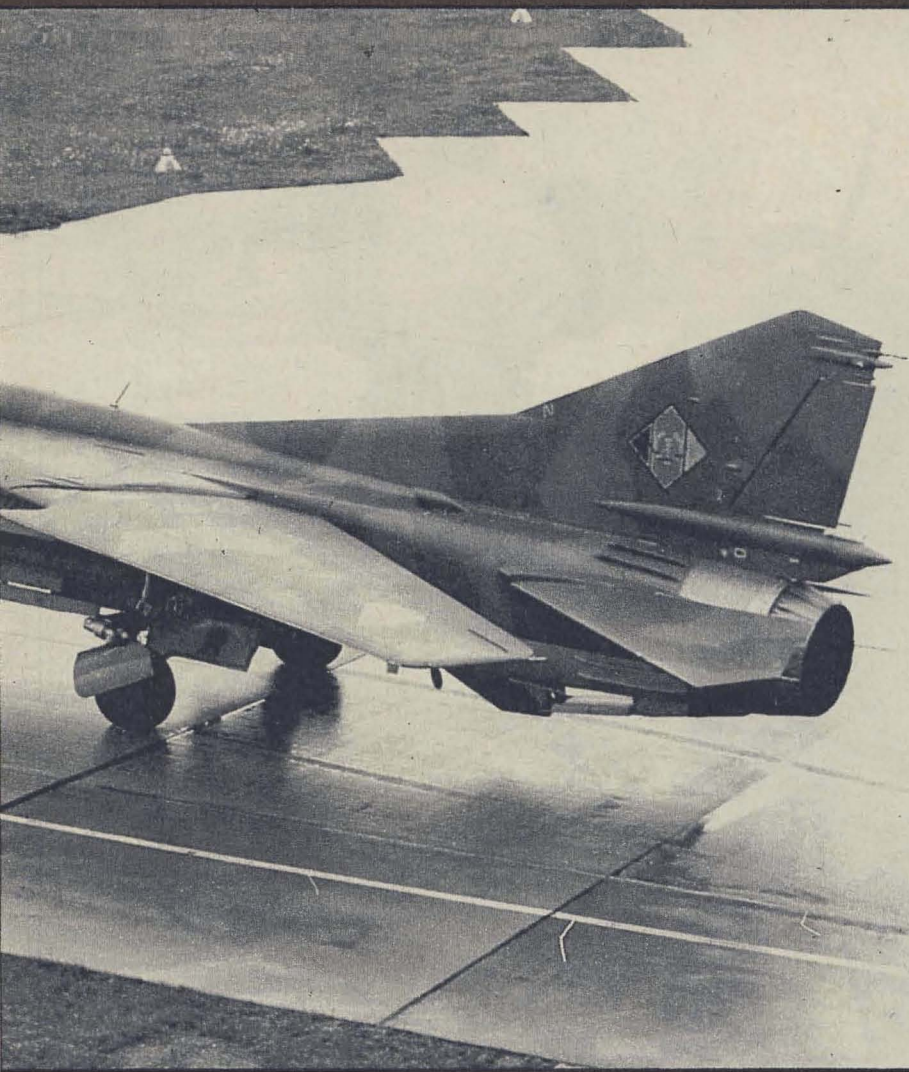
*Kurt Hübner Freitag*  
Chefredakteur



# *Triebwerk ist frei!*







Vor dieser Meldung des Technikers, Sekunden vor dem Start, steht eine Phase konzentrierter Arbeit nach einem festgefügt technologischen Ablauf. Vor dem Bug der MiG-23 stehend und über Wechselsprechkabel mit dem Flugzeugführer in der Kabine verbunden, ruft der Techniker in strenger Folge eine Vielzahl von Handgriffen zur Kontrolle ab. Dialog über Geräteanzeigen und Schalterstellungen, über vorgesehene und ausgeführte Tätigkeiten, an deren Anfang das „Dach geschlossen!“ und an deren Ende das „Funkverkehr beendet!“ steht. Dazwischen liegt das „Triebwerk frei!“, worauf der Flugzeugführer den Anlaßknopf drückt. Er tut es in der Gewiß-



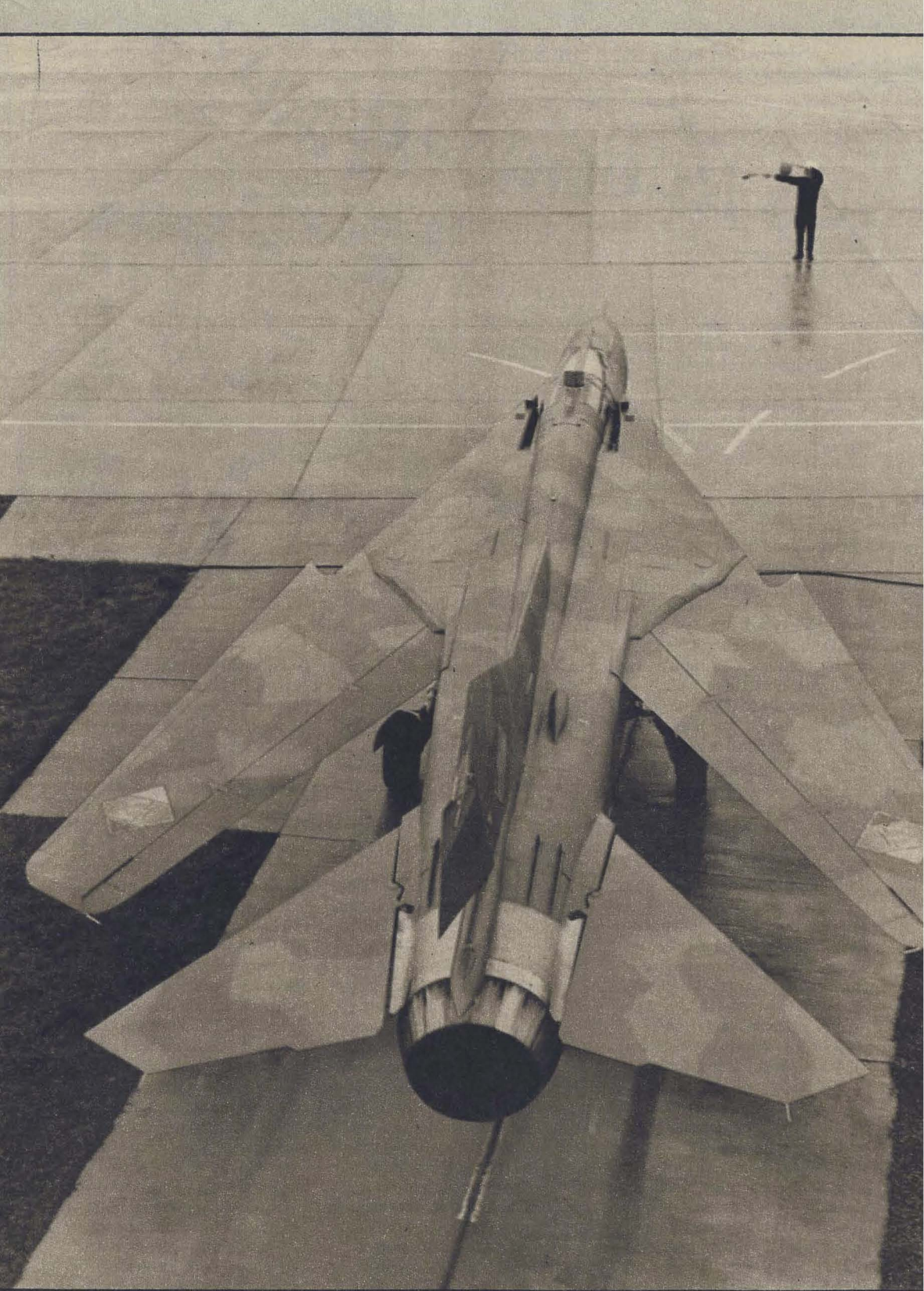


heit, daß sein Jagdflugzeug rundum in Schuß ist und er sich voll und ganz auf die Lösung der Gefechtsaufgabe konzentrieren kann. Denn an ihrem Bug trägt die MiG ein Q mit zwei Sternen – Ausdruck für langjährig vorbildlichen Pflege- und Wartungszustand, Bilanz über oftmals Hunderte gewissenhaft abgeschlossene Startkontrollen, Gütezeichen für hohe Disziplin bei jeder Flugvorbereitung, jeder Stunde Gefechtsausbildung, jeder Kontrolle nach dem Flug und jeder Startvorbereitung.

Text: Oberstleutnant  
Bernd Schilling  
Bild: Manfred Uhlenhut











Jetzt ist sie vorbei, meine glorreiche Armeezeit. War'n harter Brocken, aber da muß man eben durch. Heute morgen bin ich wieder Punkt 6 Uhr aufgewacht, das steckt immer noch in mir drin. Aber kein Pfiff war zu hören, und so sank ich bald wieder in tiefen Schlummer. Jetzt habe ich in aller Ruhe gefrühstückt, und dabei ging mir immer wieder die Story durch den Kopf, die ich gestern Abend beim Abschied zum besten gegeben habe. Sie hat sich wirklich zugetragen, obgleich ich sie natürlich etwas ausgeschmückt hatte. Es ist schon über ein Jahr her. Damals war ich in L. zur Spezialausbildung als Tastfunker. Ich war Soldat im 1. Diensthalbjahr. Auf meiner Bude lagen nur junge Leute, so wie ich. Die jüngsten achtzehn, die ältesten zwanzig. Auch unser Truppführer war jung und energisch. Mit ihm war gut auszukommen.

Die ganze Sache begann, als wir mit unserer Funkstation das erste Mal ins Gelände führen, um die Entfaltung von Antennen zu üben. Das war ziemlich anstrengend, und nach dem vierten vergeblichen Versuch, das letzte Stück des Antennenmastes in den Fahrstuhl zu zwängen, war man auch nicht mehr ganz bei der Sache. Unser Truppführer merkte das und befahl: „Pause!“ Die währte zwar nur eine Zigarettenlänge, doch siehe da, danach klappte es. Der Mast stand. Wie eine Eins. Aber lange konnten wir uns daran nicht erfreuen, denn bald hieß es: „Abbauen!“ Nach einer halben Stunde war alles verpackt und verstaut, der Tatra wieder startklar. Ausgelassenheit machte sich breit, und aus Spaß fing ich an, mich mit meinem Kumpel Hörnchen zu boxen. Die anderen feuerten uns an. Schließlich trat auch

unser Truppführer hinzu, sah sich das Ganze eine Weile an, um uns dann energisch zu trennen. Etwas belustigt meinte er: „Ihr habt wohl noch überschüssige Kraft?“ Dann wandte er sich zu mir und sagte: „Schreib' doch einen Text über Karate, unserer Wandzeitung täte das gut!“ Mein Kumpel grinste. Daraufhin sagte der Unteroffizier leicht lächelnd zu ihm: „Und du schreibst über Judo!“ Wir sahen verdutzt in die Runde. Allgemeine Zustimmung, da half kein Wenn und Aber.

Am Nachmittag saßen wir beide dann mit rauchenden Köpfen über weißem Papier. Mir fiel nichts ein. Hörnchen hatte es da besser. Er war früher mal im Judo gewesen. So kam es dann auch, daß nach einer Stunde nur noch ein leeres Blatt Papier auf dem Tisch lag, nämlich meins. Da nahm ich Hörnchens Text und erfuhr mit Staunen über die Entstehungsgeschichte des Judo bis hin zum komplizierten Regelwerk. Tja und nun? Mir kam eine Idee, was sage ich eine – es war die Idee. Ich kopierte Hörnchens Abhandlung, von einigen Änderungen abgesehen, versteht sich. So machte ich aus dem Ursprung des Judo, dem Aikido, ganz einfach Naikido. Die Entstehungsgeschichte verlagerte ich von den

japanischen Inseln aufs chinesische Festland. Meinen Faden spinnend, nahm ich immer wieder die Gedanken meines Freundes auf. Und so führte dann die Spur der Kampfsportart Karate von geheimnisvollen Klöstern im Himalajagebirge quer durchs weite chinesische Land. Das Beste kam noch – die Kampfregeln. Ich mixte sie aus allem, was ich über Ringen, Boxen und Judo wußte. Mutete den Kämpfern, die ich einfach mit Uki und Oki betitelte, 3 Runden zu je 10 Minuten auf einer Ringermatte zu, versah sie mit Judokleidung, nur daß ich aus weiß blau machte. Natürlich durften die Gürtel nicht fehlen. Die übernahm ich auch vom Judo und ließ sie deshalb als Zeichen der Meisterschaft gelten, d. h., ich betitelte sie nicht mit Dan sondern mit Gon (Maßeinheit des oberen Winkels) und teilte sie in verschiedene Kategorien ein. Es waren bei mir nicht zwölf Wertungen wie beim Judo, sondern zwanzig. Hierbei ließ ich mein kärgliches Wissen aus dem Zeichenunterricht spielen, aus der Zeit, als wir Farbspektren behandelt hatten. Da mir nicht genügend



Farben einfielen, erfand ich hinzu, beispielsweise quasimodo, nach dem Namen eines italienischen Dichters unseres Jahrhunderts. Das machte Spaß! Schließlich kam ich noch kurz auf den Wettkampfbeginn zu sprechen. Beide Kämpfer standen sich nach meiner Version gegenüber. Nach dem Signal zum Kampf, das mittels einer Starterpistole erfolgte, die Leichtathleten mögen es mir verzeihen, mußten sie sich hinknien, um dann laut schreiend aufeinander loszugehen. Der Oki durfte zuerst aufspringen, der Uki mußte solange warten. Aber damit nicht genug. Um zu bestimmen, wer Oki bzw. Uki sein soll, warf man eine Münze, gleich der Seitenwahl beim Fußball. In Fahrt gekommen, lockte es mich, den Schluß eines Karatekampfes in besonderer Weise auszuspielen. Doch ihn mit einem Schultersieg enden zu lassen, schien selbst mir zuviel des Guten. Also vergab ich einfach Punkte nach Wertungen, ähnlich dem Judo. Aus Waza-Ari wurde bei mir Kari-Ka. Ippon benannte ich sicherheitshalber in No-ipi um. Der Koka fand sich schließlich als Kako wieder. Wer die meisten Punkte errang, war Sieger.

Auch meine Geschichte, die ein Machwerk war, hatte nun ihr Ende. Ein Schmunzeln unterdrückend, legte ich sie meinen Stubengenossen vor. Zwei von ihnen hatte ich noch nie so lachen hören, die anderen fünf nahmen das Geschriebene für bare Münze. Als sie sich aufgeklärt sahen, glaubte keiner daran, daß mir unser Truppführer, der ein heller Kopf war, auf den Leim gehen oder den Spaß verstehen würde. Ich stimmte ihnen zu, doch ritt mich der Teufel. Am nächsten Tag legten wir unsere Texte vor. Unser Unteroffizier war nicht allein auf seiner Stube. Und da er seinem Zimmergenossen beweisen wollte, wie gut er uns im Griff hatte, hieß er uns, das Geschriebene vorzulesen. Na gut, dachte ich, wenn's denn sein muß. Mein Freund fing an. Andächtig wurde ihm gelauscht. Dann kam mein Auftritt. Und ich muß sagen,

ich übertraf mich selbst. In völlig erstem Tone trug ich mein Werk vor. Unser Unteroffizier war zufrieden. Da keiner von beiden offenbar mehr über Karate wußte als ich, glaubten sie, was ich ihnen servierte. Ich kam mir vor, wie der Schneider im Märchen „Des Kaisers neue Kleider“. Aber hier gab es keinen kleinen Jungen, der das Lügengespinnst zerriß, deshalb blieb ich ungeschoren.

Als wir wieder draußen waren, konnten wir uns des Lachens nicht länger erwehren. Geboren war das Naikido-Prinzip, benannt nach der ersten Lüge in meinem Geschreibsel. Es ist eigentlich ganz einfach: Man muß nur Phantasie haben und diese geschickt und selbstbewußt an den Mann zu bringen wissen. Dazu als Würze ein paar Fremdwörter, die möglichst

gut klingen, Voraussetzung natürlich, der andere kennt sich nicht aus und vertraut.

Tja, das war sie also, meine Geschichte, und was ihr noch hinzufügen wäre, ist, daß meine Flunkerei auch während ihres kurzen Wandzeitungsdaseins von niemand in Zweifel gezogen wurde. Oder teilte sie das Schicksal anderer Wandzeitungstexte, wenig beachtet zu werden? Auch machte sich keiner der Eingeweihten über die Unkenntnis unseres Truppführers lustig. Warum auch? Waren nicht fünf meiner Stubengenossen genau so unkundig gewesen wie er? Nun aber, wieder daheim, ist mirs, als ob ich meinem Unteroffizier einen Gruß schuldig wäre. Mit Fußnote, versteht sich.

Feldwebel d. R. Karsten Krummrück



## Geduldsprobe

Bitte, bitte: Laß mich nicht mehr länger im Stich; denn gerade jetzt brauche ich dich so sehr! Sei doch nicht zu stolz: Warum bloß nimmst du keinerlei Notiz von mir? Bin ich wirklich Luft für dich? Fühlst du denn nicht, daß ich nur auf ein Zeichen von dir warte? Schon ein Wort aus deinem Mund würde mich wahnsinnig glücklich machen ...

Merkst du nicht, wie schmerzlich ich dich in

diesem Moment vermisste? Ich flehe dich an; ich mache alles, was du willst: Ich gehe auf deinen Wunsch sofort und komme erst wieder, wenn du es gerne möchtest.

Bitte: Sag doch endlich mal was; du, Stimme aus dem Lautsprecher! Wie lange soll ich noch auf diesem Bahnsteig ausharren?

Gefreiter d. R. Jörg Schuster



## 18 Jahr – blondes Haar?

Ich mache schon die halbe Welt verrückt, um einen 18jährigen Matrosen (geboren am 4. Januar 1970) aus Schwarzenberg wiederzufinden, der seit Januar 1988 in Stralsund seinen dreijährigen Ehrendienst versieht. Wir fuhren am 26. August zusammen im D 917 und hatten uns viel zu erzählen.  
Ines Lehmann, Räcknitzstr. 9, Dresden, 8010

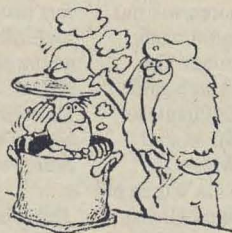
## Backskisten-geburtstag

Im Sommer war eine Delegation unseres Jugendklubs zu Besuch beim Jugendklub „Backskiste“ eines Verbandes der Volksmarine (Foto). Er hatte uns zu seinem vierten Geburtstag eingeladen. Schon der Erfahrungsaustausch war die Reise wert, zudem verlebten wir noch ein herrliches Wochenende mit Hafenrundfahrt, Schiffsbesichtigung und Besuch der Ingenieurhochschule für Seefahrt. Abends tanzten wir uns die Socken heiß und lernten bei „Talk nach acht“ interessante Leute kennen. Dem Klubleiter, Korvettenkapitän Jürgen Müller, herzlichen Dank – und Glückwunsch zur silbernen Artur-Becker-Medaille, mit der er für seine Jugendklubarbeit geehrt wurde.  
Leutnant  
Michael Parchmann



## Ab in die Küche?

Mir mißfällt die Meinung mancher jungen (und sogar auch von Vorgesetzten), wir Mädels gehörten hinter die Kochtöpfe und nicht zur Armee. Viele sehen nur eventuelle (!) „Vorteile“, die wir hätten, und nicht, daß wir auch ganz schön rangekommen werden.  
Offiziersschüler  
Katrin Sperling



## Köchin gesucht!

Ich bin Pflegegruppenführer und möchte in Gedankenaustausch mit einem weiblichen Unteroffizier treten, der ebenfalls in der Küche tätig ist. Unteroffizier Andreas Zeitz, Heidekampweg 65, Berlin, 1195

## Falsche Fuffziger

Viele, die auf meine Visitenkarte schrieben, haben sich im Laufe der Zeit als Verheiratete oder Verlobte erwiesen, die ein bißchen Abwechslung suchten. Traurig, finde ich.  
Diana Warmuth, Hoyerswerda



## Soeben vereidigt

... wurden diese Grenzsoldaten, die ich in Wernigerode fotografierte.  
Gefreiter d.R. Helmut Stephan, Wernigerode

## O diese O-Dienstgrade ...

Mit dem fünfzehnten Buchstaben des Alphabets beginnen die meisten der 25 militärischen Dienstgrade. Sechsmal regiert das O: Offiziersschüler, Oberfeldwebel, Oberfähnrich, Oberleutnant, Oberstleutnant, Oberst. Mit S fangen fünf an: Soldat, Stabsgefreiter, Stabsfeldwebel, Stabsfähnrich, Stabsoberfähnrich. G gibt es viermal, F und U je dreimal sowie A, H, L und M je einmal.  
Gerhard Merten, Gardelegen

## Eine Frage gibt die andere ...

Ich bin Lehrerin und würde gern mit einem Grenzoffizier in Briefwechsel treten, der vielleicht auch die neugierigen Fragen meiner Schüler (3. Klasse) beantworten könnte.  
Birgit Leuschel, Eichhorster Str. 1 b/0501, Berlin, 1143

## 150 + 70

150 Briefe bekam ich auf meinen Briefwechselwunsch in der AR. Ich bedanke mich bei allen, die

mir geschrieben haben. Einer ist jetzt mein Freund, und wir sind sehr glücklich miteinander, obwohl er selten Urlaub hat. (Dies als Denkanstoß für Mädchen, die deshalb Schluß machen!)

Heike Lange, Rostock

Mir hat die AR-Veröffentlichung 70 Briefe gebracht. Ich schreibe mich mit acht Offiziersschülern und Berufsoffizieren; sie alle akzeptieren, daß ich einen Freund habe.  
Doreen Schindhelm, Mölkau

## Nichts los nach Dienst?

Die Freizeitmöglichkeiten hier in meiner Dienststelle des Grenzgrenzregiments „Eugen Levine“ sind ziemlich dürftig. Es kann doch nur von Nutzen sein, den Genossen in der Freizeit etwas zu bieten.  
Soldat Frank Nitschke

*Wir kennen da ein schönes Motto: Selbst ist der Mann. Aber vielleicht kennen andere Leser noch viel, viel mehr. Bitte schreibt uns!*

## Metereologen und Hubschrauberleute gefragt

Welcher Berufsoffizier des metereologischen Dienstes oder der rückwärtigen Dienste schildert mir Aufgaben und Voraussetzungen für seine Laufbahn?



## ÜBRIGENS ist guter Rat (bei uns nicht) teuer.

Ich bin 13.  
Susanne Schöps,  
Buttelstedter Str. 88,  
Weimar, 5300

Mich interessiert das Leben,  
von Berufsunteroffizieren  
bei den Hubschraubern, da  
ich selbst mal dorthin  
möchte.

Michel Hoch, Otto-Rothe-  
Str. 23, Gera, 6502

### Ich bin Jörg

... und möchte Fähnrich  
bei den Grenztruppen  
werden. Einen schönen  
Gruß an den Offiziers-  
schüler Jörg Doring; er war  
uns ein ausgezeichnete  
Zugführer im Wehrlager  
Borkheide. Und noch  
etwas: Für meine Samm-  
lung suche ich die Schulter-  
klappen eines Fähnrich-  
und eines Offizierschülers  
im 1. Studienjahr.

Jörg Merkert,  
Siedlung 25a, PSF 143,  
Markendorf, 1701



## hallo, ar-leute!

### Einfach Spitze

... war das Augustheft.  
Sehr informativ: das Inter-  
view mit Oberst Köllner. Er  
hat mir dazu verholten, daß  
ich weiter im Fallschirm-  
sport tätig sein kann. Jetzt  
erst ist mir so richtig  
bewußt geworden, an wel-  
chen tollen Mann ich da  
geraten bin.  
Offiziersschüler  
Marco Herrmann

Besonders gefallen hat mir  
die Bemerkung des Dou-  
bles von Sigmund Jähn:  
„Nicht der Mann war  
wichtig, sondern die  
Sache.“ Es ist hoch einzu-  
schätzen, wenn ein Offizier  
nicht überheblich wird.  
Rudi Bühring, Pasewalk



### Von Reservist zu Reservist ...

Höchst aufschlußreich fand  
ich die Gedanken des  
Reservisten Manfred Ger-  
zymisch: „Gut, daß Frieden  
ist.“ Ich kann ihn gut ver-  
stehen, bin ich doch auch  
Reservist. Man macht sich  
mehr Gedanken, wenn  
man Familie hat. Manch  
jüngerer versteht nicht  
sofort, warum er so viel  
Ordnung und Disziplin  
lernen soll.

Günther Krieblin, Bach

### Bedenkliche „Höhenflüge“

Deutlich wurde gezeigt, mit  
welchen Praktiken der  
MBB-Konzern seinen Profit  
steigert und wie dies zu  
einer Gefahr für den  
Frieden wird. Denn die  
Waffensysteme, die von  
dort kommen, dienen nicht  
dazu, ihn sicherer zu  
machen.

Thomas Berger, Strausberg

### Pflaumen und Radieschen in der Kaserne?

Unter dieser Überschrift  
habt Ihr eine Frage, ob sich  
militärische Objekte nicht  
selbst mit Obst und  
Gemüse versorgen

könnten, mit einem katego-  
rischen NEIN beant-  
wortet – siehe AR 8/88,  
Seite 14. Bei den Grenz-  
truppen der DDR ist es seit  
fünf Jahren Ehrensache, in  
jeder Einheit einen Gemü-  
segarten zu haben. Wir  
bewirtschaften neben  
unserer eigentlichen Arbeit  
fast 1000 m<sup>2</sup> Gartenfläche  
und ernteten in diesem Jahr  
beispielsweise 128 kg  
Spargel, 114 kg Kohlrabi,  
50 kg Tomaten, 320 kg  
Gurken und 110 kg  
Bohnen; einen Teil davon  
haben wir für den Winter  
konserviert. Das alles  
erwirtschaftete unser Kol-  
lektiv, ohne unsere Grenz-  
soldaten darin einzube-  
ziehen, aber zu ihrem  
Nutzen und für ihren Spei-  
seplan.  
Gewerkschaftsgruppe der  
Einheit Hameister

### Maxi-Staunen über Minis

Die informativen Rubriken  
wie „Was ist Sache?“ oder  
„Postsack“ müßten mehr  
Raum bekommen.  
Erstaunen tun mich immer  
die Mini-Magazine mit  
ihren Fotos und den ein-  
fallsreichen Sprüchen.  
Unteroffizier  
Thomas Niestroy

Auflösung  
des Preisausschreibens  
in AR 8/88

## 6 aus 26

... stellten wir vor, das  
heißt sechs von insgesamt  
26 Goldmedaillengewin-  
nern der ASV Vorwärts bei  
Olympischen Sommer-  
spielen – natürlich noch  
ohne die von Soul 1988.  
Die meisten Einsender  
erkannten auf Anhieb den  
Ringer Lothar Metz (5), den  
Geher Peter Frenkel (2),

### Pulsschlag 100

Meinen Glückwunsch zu  
dem gelungenen Beitrag  
über die „Krusenstern“!  
Daß einem beim Anblick  
dieser Viermastbark das  
Herz höher schlägt, kann  
ich nur bestätigen, denn  
ich habe sie in Leningrad  
selbst gesehen.  
Gefreiter Stefan Groß



### Eine schwache Kür ...

Zum Sport-Preisau-  
sschreiben „6 aus 26“: Ich  
glaube, damit habt Ihr es  
uns doch etwas so leicht  
gemacht.  
Stephan Schanze, Zwickau

### Gefunden – und für gut befunden

Vor zwei Jahren fanden  
meine Freundin und ich im  
Zug eine AR-Ausgabe. Wir  
blättern drin rum, sie  
gefiel uns. Seitdem sind wir  
ständige AR-Leseratten.  
Katrin Richter, Halle

die Diskuswerferin Evelin  
Herberg (4), den Pistolen-  
schützen Uwe Potteck (1),  
den Kugelstoßer Udo  
Beyer (6) und die Rennka-  
nutin Birgit Schmidt (3). Es  
gewannen: 200 M Kerstin  
Borowszak, Dretzen; 150 M  
Soldat Ulf Greiser, Söm-  
merda; 100 M Lars Richter,  
Weifa. Je 50 M gingen an  
Christian und Christiane  
Fülle, Alexander Bock,  
Matrose Kersten Böttger  
und Diana Sternberg.  
Ihnen und auch den hier  
nicht Genannten unseren  
herzlichen Glückwunsch!



## Hilfreich für die GST-Arbeit

Ich bin Vorsitzender einer GST-Grundorganisation im Chemiekombinat Bitterfeld. Viele Eurer Informationen helfen mir bei der wehrpolitischen und wehrsportlichen Arbeit, bei der Vorbereitung junger Menschen auf ihren Wehrdienst. Karl-Heinz Hartmann, Wolfen

## gruß und kuß

### Holger, der Daumendrücker

Viel Erfolg wünsche ich meiner Frau Kathrin bei ihrem inzwischen begonnenen Studium. Ich möchte ihr sagen, daß ich ihr fest die Daumen drücke.

Wenn's auch schwer ist, wir werden die nächsten Jahre überstehen. Viele liebe Grüße und Küsse sendet Dir und Töchtern Denise  
Offizierschüler  
Holger Wenzel

### Von 19 bis 26 ...

Geburtstagsgrüße gehen (nachträglich und im Voraus) zum 19. an den Gefreiten Frank Hehl von seinen Eltern und den Geschwistern sowie – mit einem Extra-Küßchen! – von der Nichte Michaela-Mausi, zum 20. an den Offizierschüler Michael Schmidt von seinem Schatz Doreen Krüger sowie den Offizierschüler Ronny Fischer von seinen Eltern, dem Bruder André sowie Oma und Opa, zum 26. an den Gefreiten Frank Fockmann von seiner Renate sowie Jenny und Klein-Falko.

### Liebe, ganz liebe und allerliebste Grüße

... empfangen, je'nach Temperament, Soldat Dirk Feller von seiner Verlobten Janine, Fähnrichschüler

Sven Röse von seiner Katrin und Maik Hauzsch von seiner Daniela. Stabsmatrose Karsten Lehmann grüßt ganz herzlich seine Eltern und Schwester Nadine, vor allem aber seinen Schatz Silke. Allerliebste Grüße schickt Jana Berndt ihrem Bruder, dem Unteroffizier Andreas Berndt; Feldwebel Heiko Nadler und Thomas Müller vergißt sie ebenfalls nicht. Alles Gute wünscht Antje Rabich ihrem Unteroffizier Frank Moser, und Edmund Genz grüßt sein Schwesterherz Simone in Frankfurt (Oder). Annekatrin Bränzel versichert dem Soldaten René Markwardt, daß sie immer für ihn da sein will und ihn sehr lieb hat. Erfolge im weiteren Studium wünschen Beate und Mario Bock den Offizierschülern Simone und Ralph Hartot. Ein Küßchen an ihren „Torpedofänger“, Maat Holger Schulz, schickt Heike aus Rostock auf die Reise, zugleich grüßt sie die Besatzung der



„Lübben“. Tausend Küßchen und die Versicherung, daß er sich voll auf sie verlassen kann, übermittelt Netti ihrem Mäuschen – dem Offizierschüler René Kokočinski. Herzliche Grüße empfängt Unteroffizier Mario Köthe von der Mutti, den Geschwistern und Großeltern aus Werningshausen; Offizierschüler Holger Leisau von seiner Anett. Alles Gute und Liebe übermittelt Spatz Grit seinem liebsten Mäuschen Oberfeldwebel Michael Altmann zum 25. Geburtstag.

## gefragte fragen

### Trennungs- und Wohnungsgeld- ansprüche?

Habe ich als Offizier auf Zeit Anspruch auf Trennungs- und Wohnungsgeld?

Unterleutnant R. Bartke  
Auf Wohnungsgeld ja, auf Trennungsgeld nicht.

### Genehmigungsfrage

Soldaten im Grund- und im Reservistenwehrdienst dürfen als einzige keine Privat-Kfz an den Standort mitbringen. Brauchen andere, wie Soldaten auf Zeit und Unteroffiziere auf Zeit, trotzdem jeweils noch eine spezielle Genehmigung dafür?

Unteroffizier  
Hagen Wiebach

Das ist gemäß der DV 010/0/003 nicht erforderlich.

### An wen kann ich mich wenden?

Über die NVA weiß ich dank der AR schon sehr viel. Ich würde gern mehr über die Sowjetarmee erfahren, zumal ich an einer Schule mit erweitertem Russischunterricht lerne. An wen könnte ich mich wenden, wenn ich mich mit einem Sowjetsoldaten schreiben möchte? Antje Bender, Halle

Versuchen Sie's doch mal bei unserer Bruderredaktion „Sowjetski woin“: 123831 Moskau D-7, Chorschewskoje Chaussee 38



### Zweierlei?

Gibt es einen Unterschied zwischen Durchschnittsverdienst und Durchschnittslohn?

Gefreiter d. R.  
Jens-Peter Lehmann

Der Durchschnittslohn ist die durchschnittliche Höhe des Arbeitseinkommens innerhalb eines bestimmten Berechnungszeitraumes; in ihn geht der erzielte Lohn ohne Berücksichtigung von Zahlungen für Überstundenarbeit oder Arbeitsbereitschaft ein. Auf der Grundlage des Durchschnittslohnes wird beispielsweise der vom Betrieb zu zahlende finanzielle Ausgleich während des Reservistenwehrdienstes errechnet. In den Durchschnittsverdienst, welcher der Berechnung von Geldleistungen der Sozialversicherung zugrunde gelegt wird, gehen neben dem Lohn auch die bereits genannten Entgelte ein; bei Überstundenarbeit betrifft dies allerdings nicht die Zuschläge.

### Zuständigkeitsfrage

Wer ist verantwortlich für das Eintragen von Änderungen zur Person im Wehrdienstausweis? Gibt es dafür bestimmte Fristen? Unterfeldwebel  
Volker Hartwig

Jeder Ausweisinhaber ist selbst verantwortlich, daß die Angaben zur Person auf dem aktuellen Stand sind. Nötige Änderungen sind binnen 14 Tagen eintragen zu lassen.

### Korrekt?

Zu meiner Hochzeit bekam ich Sonderurlaub. Bei den fünf Tagen wurde der darin liegende Sonntag mitgerechnet. Ist das in Ordnung?

Offizierschüler  
Thomas Hanke

Ja, denn Sonderurlaub zu besonderen Anlässen wird



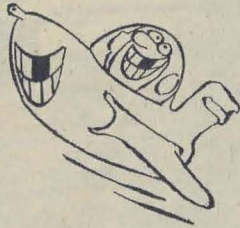
nach Kalendertagen berechnet.

## Meldepflicht?

Muß man sich beim Zugführer melden, wenn man befördert worden ist? Unteroffizier Jochen Raack  
*Nur dann, wenn der unmittelbare Vorgesetzte bei der Beförderung nicht anwesend war.*

## ... und der rausgeschlagene Zahn?

Ich bin zwölf Jahre alt und interessiere mich für Flugzeuge und Hubschrauber. Könnte ich trotz eines rausgeschlagenen Zahnes noch Flieger werden?  
Stefan Große, Oranienburg  
*An dem einen Zahn-Fehl wird's gewiß nicht scheitern. Jedoch befindet bei der späteren Bewerbung der Arzt über den Zustand des Gebisses und mögliche Konsequenzen.*



## Welcher Geltungsbereich?

Gilt die Dienstlaufbahnordnung der NVA auch für uns in den VP-Bereitschaften? Anwärter der VP  
Gunnar Wagner  
*Nein, denn dafür hat der Nationale Verteidigungsrat am 23. April 1982 die Dienstlaufbahnordnung „Kasernierte Einheiten des Ministeriums des Innern“ erlassen. Veröffentlicht ist sie im Gesetzblatt der DDR, Teil I, Nr. 19, S. 389, nachzulesen aber auch in der Broschüre „Wehrdienstgesetz und angrenzende Bestimmungen“ aus dem Staatsverlag der DDR.*

## Welche Kopfbedeckung

... tragen Mädchen im normalen Dienst?  
Sylvia Bengtsen, Suhl  
*Ein Barett wie auf unserem Foto.*



## Frist für die Arbeitsaufnahme?

Bis wann muß man die Arbeit wieder angetreten haben, wenn man aus der Armee entlassen worden ist?  
Gefreiter Harald Saalbach  
*Die Wehrpflichtigen haben sich gemäß § 22 der Einberufungsordnung vom 25. März 1982 (GBl I Nr. 12 S. 230) innerhalb von fünf Arbeitstagen nach der Entlassung zur Arbeitsaufnahme zu melden, sonst erlischt ihr Kündigungsschutz.*

## Wettbewerbslosung?

Unter welchem Leitmotiv steht der sozialistische Wettbewerb im 40. Jahr der DDR in unseren Streitkräften?  
Hauptmann d.R.  
Gunter Siebert, Leipzig  
*Hier das Wettbewerbselement für das Ausbildungs-jahr 1988/89:*



Stets wachsam und verteidigungsbereit. Täglich unser Bestes zur Erfüllung des Klassenauftrages. Vorwärts zum 40. Jahrestag der DDR!

## Besuchsempfang – in welcher Uniform?

Ist vorgeschrieben, welche Uniform die Soldaten anhaben müssen, wenn sie im Besucherzimmer der Kaserné Familienangehörige empfangen?  
Kristin Kallweit, Straßgräbchen  
*Ja, und zwar die Ausgangsuniform.*

## Gibt es

... zum 70. Jahrestag der KPD-Gründung auch Literatur über ihre Militärpolitik?  
Gregor Schönherr, Bautzen  
*Dazu empfehlen wir Ihnen die bereits 1987 erschienene „Geschichte der Militärpolitik der KPD (1918–1945)“ aus unserem Verlag. Preis: 29,50 Mark*

## GESCHICHTE DER MILITÄRPOLITIK DER KPD



1918-1945

## Was heißt

... für Soldaten im Grundwehrdienst, wenn sie Urlaub bis „zum Dienst“ erhalten?  
Claudia Böhm, Bad Langensalza  
*Daß sie an dem betreffenden Tag bis 15 Minuten vor dem Wecken (wochentags 06.00 Uhr) zurück sein müssen.*



## Aufklärer an den Start

... hieß es bei einem militärsportlichen Wettstreit besonderer Art, über den wir in Wort und Bild berichten. AR begleitete in der Ausbildung befindliche Militärkraftfahrer auf einem an Tücken und Bewährungsproben reichen 200-km-Kfz-Marsch und sah sich bei Richtfunken um. Wer genauer wissen will, was die drei Buchstaben ABM bedeuten, erfährt dies in einem Beitrag über den gleichnamigen Vertrag. Die Reporter des Soldatenmagazins interessierten sich für das Geschehen auf der Berliner Winterbahn und in einer Schuhmacherei unserer Streitkräfte sowie für einen Volkskünstler im Ausbildungszentrum „Max Matern“. In der Reihe Militaria: Die Blockade Leningrads im zweiten Weltkrieg. In der aktuellen Umfrage geht es um den „Dienst auf Zeit zu zweit“. Ein großer Dokumentarbericht macht mit Geschichte und Gegenwart der chinesischen Volksbefreiungsarmee bekannt. Und nicht zuletzt gibt es (in neuer Form) unser POP spezial

## in der nächsten





## Ein Tatsachenbericht von Dr. Christian Heermann

Die Zahlenangaben schwanken zwischen 450 000 und 600 000. Jedenfalls ist es das bis dahin größte Heer der Weltgeschichte, das am 24. Juni 1812 über den Njemen nach Rußland einfällt. Kaiser Napoleon I. will mit der „Großen Armee“ das Zarenreich zur strikten Anwendung der Kontinental Sperre, die jeglichen Handel mit den Britischen Inseln unterbinden soll, zwingen und die französische Vorherrschaft über ganz Europa ausdehnen. Aber nichts läuft nach seinen Vorstellungen. Nach taktisch klugen Rückzügen bringen die russischen Truppen der Großen Armee vernichtende Niederlagen bei. Nur etwa 80 000 zerlumppte, entnervte Soldaten kehren Ende 1812 zurück. Napoleon – unbelehrbar – formt aus den Resten seiner Armee, frischen Rekruten, Garnisonsmannschaften und Verbänden aus Spanien ein neues großes Heer, das im Frühjahr 1813 von der Elblinie aus wieder eine Offensive beginnen soll. Inzwischen aber sind erste russische Verbände

auf preußisches Territorium vorgestoßen. Sie werden von der Bevölkerung begeistert als Befreier begrüßt. Deutsche Freiwillige schließen sich den russischen Truppen an. In verschiedenen Gebieten, die besonders starkem französischen Druck unterliegen, kommt es zu antinapoleonischen Aufständen.

### „Mich juckt's in allen Fingern ...“

Furcht vor dem Korse wie auch vor einer Volksbewaffnung läßt den Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. lange zögern, bis er endlich am 27. Februar 1813 einen Bündnisvertrag mit Rußland unterzeichnet. Am 20. März schließlich ruft er „sein“ Volk zum Unabhängigkeitskampf auf. Damit will er auch der Gefahr vorbeugen, daß führende Generäle wie Yorck oder Scharnhorst auf eigene Faust handeln. Hatte doch der damals populärste General, Leberecht von Blücher, gesagt: „Mich juckt's in allen Fingern, den Säbel zu ergreifen.“ So hat der König nur in letzter Minute nachvollzogen, was bereits im Gange

# Monument





war. Im Grunde hat nicht er das Volk, sondern dieses ihn gerufen.

Im März 1813 wird mit der „Verordnung über die Organisation der Landwehr“ in Preußen die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Die Armee wächst in den nächsten Monaten von 68 000 auf 290 000 Mann. Durch enorme Opferbereitschaft des Volkes – unter anderem spendet es 9 Millionen Taler – werden die Schwierigkeiten bei der materiellen Ausrüstung der Truppe überwunden. Viele Freiwillige rüsten sich selbst aus.

Im Mai kommt es zu ersten Gefechten, die den vereinten russischen und preußischen Armeen aber noch nicht den ersehnten Erfolg bringen. Vom 4. Juni bis 10. August folgt ein Waffenstillstand; beide Parteien sammeln neue Kräfte. Österreich will die an Frankreich verlorenen Gebiete zurück-

gewinnen und schließt sich der Koalition an. Schweden entsendet ein Expeditionskorps, England sagt Geld und Waffen zu. Bayern und weitere deutsche Staaten stoßen zu den Verbündeten, nicht jedoch Sachsen: Friedrich August war von Napoleon auf den sächsischen Königsthron gehoben worden, und diese Rang-erhöhung stellt er über die nationalen Interessen. Mitte August haben die Alliierten drei große Heere formiert: die Hauptarmee in Böhmen unter dem österreichischen Feldmarschall von Schwarzenberg (255 000 Mann), die Schle-sische Armee unter Lebe-recht von Blücher (105 000 Mann) und die Nordarmee unter dem schwedischen Kron-



einer

Völkerschlacht



prinzen (125 000 Mann). Am Monatsende kann Napoleon bei Dresden noch einen Sieg erringen, doch dann folgen heftige Gegen-schläge der Verbündeten. Fast die gesamte französi-sche Streitmacht zieht sich zurück in die Ebene von Leipzig, einer Stadt mit damals 35 000 Einwoh-nern. Vor ihren Toren beginnt am 16. Oktober 1813 der Kampf von 206 000 Verbündeten

Verluste auf gegnerischer Seite. Etliche Dörfer in Leipzigs Umgebung – so Möckern, Probstheida und Schönefeld – sind völlig zerstört, andere stark beschädigt.

## Der eingesun-kene Grundstein

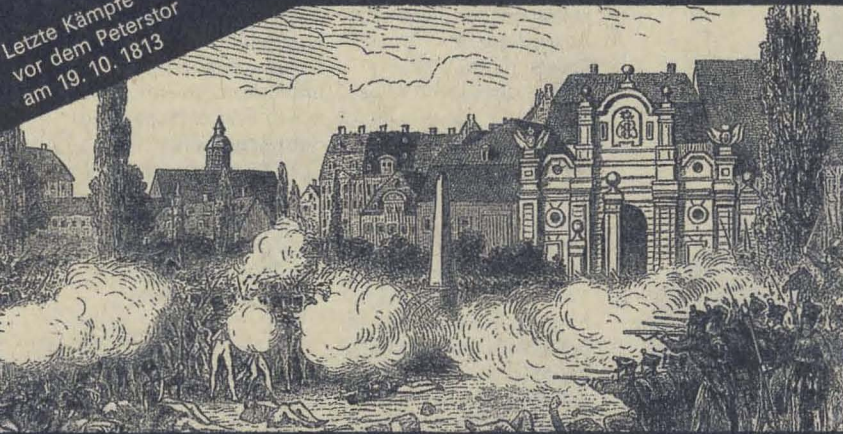
Schon bald kommt die Idee auf, den Siegern der Völkerschlacht ein wür-

Straßen gesehen werden kann, auf welchen die verbündeten Heere zur blutigen Schlacht der Ent-scheidung heranzogen. Soll es gesehen werden, so muß es groß und herr-lich seyn, wie ein Koloß, eine Pyramide ...“ Weil kein Geld vor-handen ist, schlägt Arndt „etwas ganz Einfaches“ vor: Einige tausend Sol-daten oder Bauern sollen auf dem einstigen Schlachtfeld „einen Erd-

der von einer Quadriga – einem Viergespann mit Triumphwagen – gekrönt wird. Das Bauwerk sollte aus Granit, zahlreiche Skulpturen aus Marmor sein.

Gegen solche Vorhaben gibt es Einwände wie diesen: „Es ist so lange nicht zeitgemäß, als die Wohnungen der Lands-leute noch in Schutt und Asche liegen und tausend Waisen unversorgt in deutschen Landen umher-irren.“ Dann werden erste Vorschläge zur Finanzierung unter-breitet. Jeder Deutsche solle „eine Münze von Kupfer, Zink oder Eisen an innerem Wert zu 6 Pfennig für das Dop-pelte kaufen“. Oder „eine allgemeine Kollekte von Haus zu Haus“. Oder „freiwillige Beiträge, je nach Vermögen“; gedacht ist an unter-schiedliche Spenden pro Kopf zwischen drei und sechzig Kreuzern, um eine veranschlagte Summe von dreieinhalb Millionen Gulden zu bekommen. Es bleibt bei solchen Anregungen. Erst zum 50. Jahrestag der Völker-schlacht scheint der Gedanke von Arndt kon-krete Formen anzu-nehmen. Vertreter von 214 deutschen Städten und 1 400 Veteranen der Schlacht versammeln sich am 19. Oktober 1863 auf einem Feld bei Stötte-ritz, heute ein Stadtteil von Leipzig, zur Grund-steinlegung für ein „groß-artiges Nationaldenkmal“. Allerdings hat man sich noch für keinen Entwurf fest entschieden, und wenig später „lenkten die Ereignisse von 1864“ – der Krieg Preußens und Österreichs gegen Däne-mark – „die vaterländi-

Letzte Kämpfe  
vor dem Peterstor  
am 19. 10. 1813



gegen 190 000 Franzosen, deutsche Rheinbund-Soldaten, Polen und Itali-aniern. Soldaten aus fast allen europäischen Staaten sind beteiligt an einer Völkerschlacht, die vier Tage tobt. Der 18. Oktober bringt die Ent-scheidung. In der fol-genden Nacht zieht sich Napoleons geschlagene Armee über Lindenau nach Westen zurück; die Fremdherrschaft ist gebrochen. Am 19. Oktober marschieren die verbündeten Truppen in die alte Messestadt ein. Ihr Sieg jedoch ist teuer erkauf: 54 000 Tote sind zu beklagen, darunter 22 600 Russen, 16 000 Preußen und 12 000 Österreicher. Nur wenig geringer sind die

diges Denkmal zu errichten. 1814, zum ersten Jahrestag, schreibt Ernst Moritz Arndt in seinem „Wort über die Feier der Leipziger Schlacht“: „Daß auf den Feldern bei Leipzig ein Ehrendenkmal errichtet werden muß, das dem spätesten Enkel noch sage, was daselbst im Oktober 1813 geschehen, darüber ist in ganz Teutschland, ja wohl fast in der ganzen Welt nur Eine Stimme ... Ein kleines unscheinbares Denkmal, das sich gegen die Natur umher in nichts gleichen kann, thut es nicht ... Das Denkmal muß draussen stehen, wo so viel Blut floß; es muß so stehen, daß es ringsum von allen

hügel von 200 Fuß Höhe (etwa 60 Meter – d. A.) aufthürmen“, mit Feld-steinernen bestücken und obenauf ein „kolossales, aus Eisen gegossenes Kreuz ...“, das eine große vergoldete Kugel trägt“, errichten. Friedrich Ludwig Jahn macht einen ähnlichen Vorschlag. Namhafte Architekten, so Karl Friedrich Schinkel, legen Entwürfe vor. Das großartigste und wür-digste Projekt entwickelt der badische Baumeister Friedrich Weinbrenner: Auf einem quadratischen Unterbau von 70 Metern im Geviert, mit zwei sich kreuzenden Straßen im Inneren und außen von einem riesigen Schlacht-Relief umzogen, sollte sich ein Tempel erheben,



# Monument einer Völkerschlacht

Napoleons Flucht  
aus Leipzig



Überbringung der  
Siegesnachricht  
an die verbündeten  
Monarchen durch  
Feldmarschall  
von Schwarzenberg  
am 18. 10. 1813



Die Verbündeten  
vor dem Einzug  
in die Stadt





Grundsteinlegung zum  
Völkerschlachtdenkmal  
am 18. 10. 1900



sche Begeisterung in andere Bahnen, und bald reiften über dem in die Erde eingesunkenen Grundstein wieder die Ähren der Ernte". So steht es in einem zeitgenössischen Pressebericht.

## Die „bedenkliche“ Erinnerung

1888, zum 75. Jahrestag der Völkerschlacht, versammeln sich erneut Vertreter der Städte in Leipzig. Sie rufen zu einer Sammlung auf, die aber nur ganze 19 000 Mark ergibt. Die Erinnerung an die Geschehnisse, wo bürgerlich-patriotische Kräfte einen König zum Handeln zwangen und das Volk selbst Initiativen ergriff, steht offiziell nicht hoch im Kurs. Deshalb sind auch alle Pläne und Projekte zum Völkerschlachtdenkmal zu keiner Zeit eine staatliche Sache geworden. Daß das Vorhaben letztlich doch handfeste Gestalt gewinnt, ist allein privater Anstrengung zu danken: Am 26. April 1891 gründet der Leipziger Baumeister und Architekt Clemens Thieme den „Deutschen Patriotenbund zur Errichtung eines Völkerschlachtdenkmals in Leipzig“.

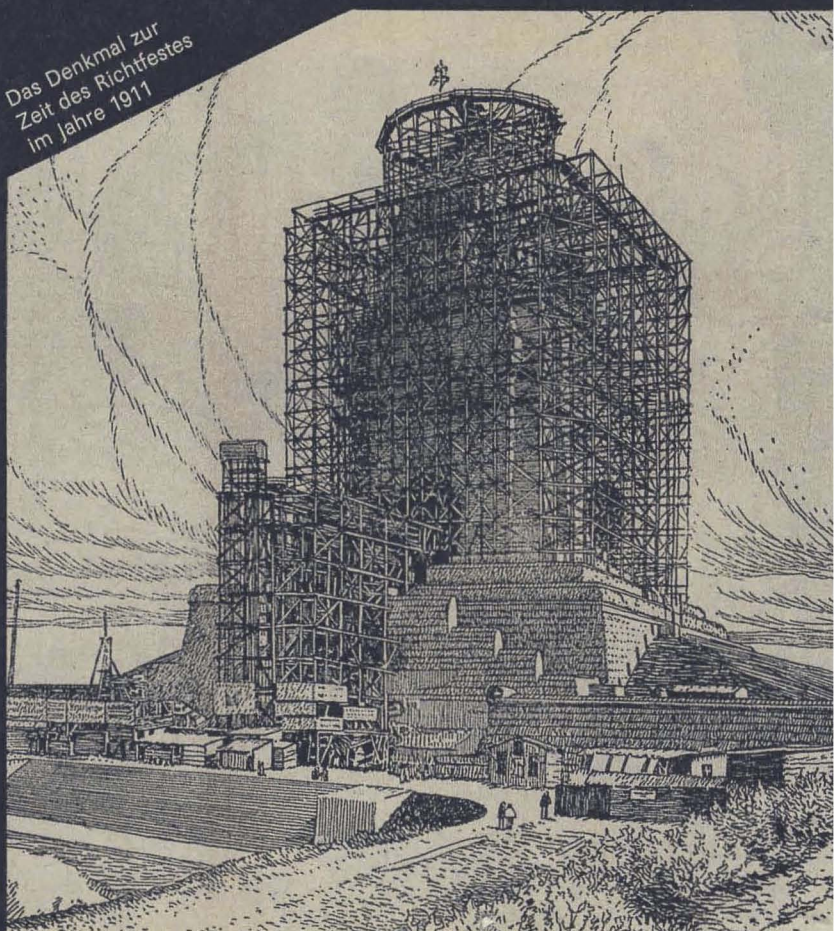


Clemens Thieme  
(1861–1945),  
der Bauleiter

Gleich anfangs gibt es heftige Widerstände und Querelen. Von 42 000 Städten und Gemeinden, die um Spenden gebeten werden, reagieren nur 1 600. Zeitungen schreiben, „die Angelegenheit“ sei „veraltert“ und werde „als Anachronismus empfunden, denn die künstlerischen Kräfte wie die Opferwilligkeit des Volkes sind allerorten durch Denkmäler für unseren Heldenkaiser Wilhelm in Anspruch genommen“. Die im reaktionären „Verband für Nationalfeste am Kyff-

häuser“ zusammengeschlossenen Militärvereine versteigen sich gar zu der Behauptung, daß „das Leipziger Schlachtfeld keine sympathische, große nationale Erinnerung bietet, denn die Vergangenheit unserer Gegenwart beginnt mit 1870“. Man halte es „für bedenklich und unangebracht, die Erinnerung an die Befreiungskriege im Volke wieder aufleben zu lassen“ und so weiter. Der „Patriotenbund“ will Sammlungen in den Schulen organisieren. Nur in Sachsen, Anhalt und Braunschweig wird es gestattet, in allen anderen deutschen Staaten und Städten hingegen untersagt. Vielleicht ist es gerade die Gegnerschaft der reaktionärsten Kreise, die

Das Denkmal zur  
Zeit des Richtfestes  
im Jahre 1911





viele Menschen nun erst recht zur Unterstützung des Denkmal-Projektes bewegt. Binnen kurzem vereint der „Patriotenbund“ 42 000 Mitglieder. Die von privater Seite einlaufenden Spenden ermutigen die Leitung, 1895 einen Ideenwettbewerb und dann ein Preisaus Schreiben zu veranstalten. Weil beides kein völlig befriedigendes Ergebnis bringt, wird einer der Preisträger, der Berliner Architekt Bruno Schmitz, mit einem neuen, endgültigen Entwurf beauftragt. Es ist vor allem das Verdienst von Clemens Thieme, daß trotz aller Hindernisse das Vorhaben rasche Fortschritte macht. Und Thieme beeinflußt auch maßgeblich weitere Veränderungen, besonders Vereinfachungen des Entwurfs. Selbst beim Bau setzt er noch Korrekturen durch. So entsteht das Monument in der uns bekannten Form; nicht überladen mit Symbolen und Allegorien wie andere Denkmäler aus jener Zeit, und ohne Verherrlichung von Fürsten und Kriegstaten. Es wird ein Denkmal der Völker – wie es Ernst Moritz Arndt vorschwebte.

## Wird der Kaiser dabeisein?

Am 18. Oktober 1898 erfolgt der erste Spatenstich, zwei Jahre später ist Grundsteinlegung. Dafür wird der alte Stein aus Stötteritz von 1863 herbeigeschafft. Einzelspenden und Denkmalslotterien – in Preußen verboten – liefern auch weiterhin die Mittel. In den insgesamt fünfzehn Baujahren sind zumeist

etwa nur 40 Arbeiter beschäftigt, die schweren Granitporphyr-Quader aus Beucha bei Leipzig werden mit elektrischen Maschinen bewegt. Als die Einweihung näherückt, wird immer wieder die Frage gestellt: Werden „Deutschlands Fürsten, an ihrer Spitze der Kaiser“, dabeisein? Wochen vor dem 18. Oktober 1913 steht es fest; sie kommen, haben die Einladung des „Patriotenbundes“ angenommen. Ob der vielen Querelen seit fast zwei Jahrzehnten werden höhnische Stimmen laut. „Wäre der Hohn nicht noch stärker gewesen, wenn Kaiser Wilhelm und die Fürsten sich fernhielten?“ fragen die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ und beantworten damit schon teilweise, weshalb nunmehr der wilhelminische Staat Idee und Wirkung des Denkmals für sich vereinnehmen will. Und dann wird es klar ausgesprochen: „Gerade heute, wo mehr als vierzig Jahre des Friedens (seit dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 – d. A.) die Seelen zu ermatten drohen, ist es doppelt nötig, jener vergangenen Zeiten zu gedenken ...“ So wird das Denkmal mißbraucht, um „die Herzen anzufeuern und das Schwert zu schärfen“. Zur Weihefeier sprechen Clemens Thieme und der sächsische König. Von Wilhelm II. hatte man vergeblich auf „prägnante Äußerungen“ gehofft. Leider habe er fast immer „im Flüstertone“ gesprochen, berichtet die Leipziger Zeitung, und nur einmal „rückhaltlos und laut, als er im Inneren des

Postkarte von 1914: für den ersten Weltkrieg mißbrauchtes Symbol



Denkmals die wunderbare Akustik lobte“. Dafür tönten in jenen Tagen andere nationalistische Stimmen – auch die Krieger-Vereine waren aufmarschiert – umso deutlicher. Für uns ist das Völkerschlachtdenkmal Symbol deutsch-russischer Waffenbrüderschaft, Erinnerung an die Befreiungskriege und Mahnung zur Erhaltung des Weltfriedens.

\*\*\*

Dieser Bericht stützt sich zu großen Teilen auf Unterlagen, die mir mein Vater, der Historiker und Geschichtslehrer Fritz Heermann (1898–1982), hinterlassen hat. Als 15jähriger trat er dem „Patriotenbund“ bei und war Zeuge der Einweihung des Leipziger Völkerschlachtdenkmal.

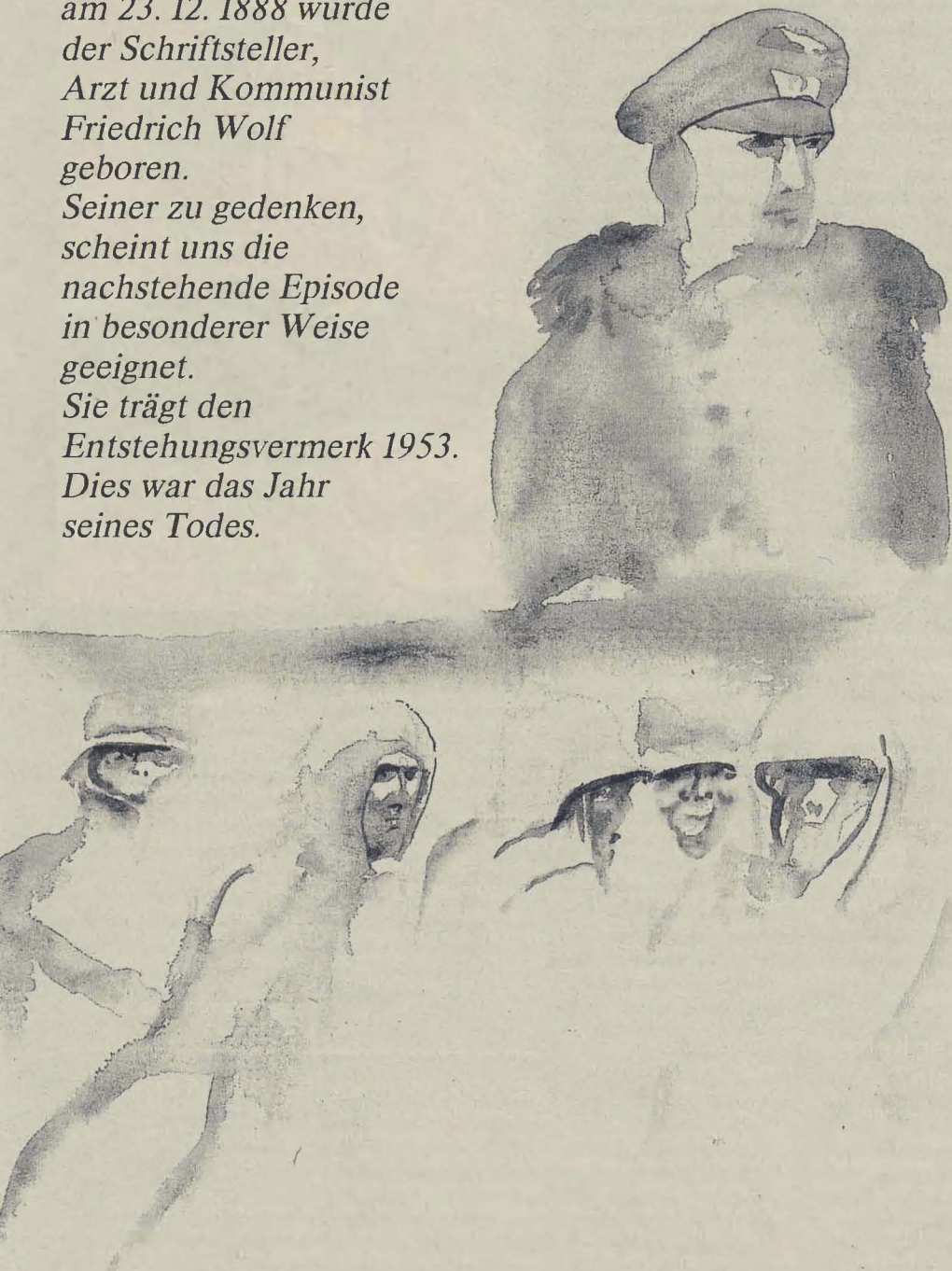
Gestaltung: Sepp Zeisz

## DAS VÖLKERSCHLACHTDENKMAL IN ZAHLEN

Gesamthöhe: 91 m  
Höhe der Ruhmeshalle innen: 68 m  
Höhe der Wächterfiguren an der oberen Außenwand: 12 m  
Ausmaß des Reliefs an der Vorderseite: 60 × 25 m  
Fläche der begehbaren Plattform: 50 m<sup>2</sup>  
Fassungsvermögen der Plattform: 200 Personen  
Anzahl der Stufen bis zum Gipfel: über 500  
Gesamtmasse des Bauwerks: 3 Millionen dt  
Material: Granitporphyr (26 500 Blöcke von 1 200 bis 18 000 kg Masse); Beton (120 000 m<sup>3</sup> verarbeitet)  
Baukosten: 6 Millionen Reichsmark



Vor 100 Jahren  
am 23. 12. 1888 wurde  
der Schriftsteller,  
Arzt und Kommunist  
Friedrich Wolf  
geboren.  
Seiner zu gedenken,  
scheint uns die  
nachstehende Episode  
in besonderer Weise  
geeignet.  
Sie trägt den  
Entstehungsvermerk 1953.  
Dies war das Jahr  
seines Todes.



# Siebzehn Brote





Es war in der winterlichen Steppe südlich des Don am 21. Januar 1943, als sich die Geschichte mit den siebzehn Broten zutrug. Weshalb ich mich des Datums noch so genau entsinne? Man wird es sogleich erfahren.

Die 6. Hitlerarmee war nach Ablehnung des Kapitulationsangebotes auf einen noch engeren Raum zurückgeworfen worden. Von Marinowka bis Dimitri-jewka zog sich der eiserne Ring der sowjetischen Truppen um die zerschlagene 6. Armee. Dennoch hatten sich in der riesigen Weite der Wintersteppe kleine Splitter deutscher Einheiten nachts der Umklammerung entziehen und nach Westen abirren können. So stießen wir eines Morgens im Frühnebel auf die Offiziersgruppe und Ordonnanzen eines Regimentsstabes mit ihrem Oberst E. Der Oberst war nicht wenig erstaunt, als er vor sowjetischen Truppen stand;

er gab sich mit seinen Leuten sofort gefangen; er ließ uns dabei wissen, daß er – als zum „Führerstab“ gehörig – auf eine besondere Behandlung rechne. Da diese Eröffnung nicht die gewünschte Wirkung hatte, wurde er schweigsamer. Aus seinen Papieren ging hervor, daß er aus Dresden stammte. Nun war ich von 1912 bis 1914 als Assistenzarzt in Dresden tätig gewesen und fragte auf gut Glück, wie es denn seinem Verwandten E. gehe, dessen historisches Drama damals an der königlichen Bühne gespielt wurde. Der Oberst starrte mich wie eine Geistererscheinung an. Denn erstens handelte es sich tatsächlich um seinen Vetter. Und dann – wie kam ein fremder Mensch in einem russischen Schafspelz in der winterlichen Donsteppe dazu, seinen Vetter zu kennen? Ich erklärte dem Herrn Oberst, das sei im Augenblick unwesentlich. Im weiteren Gespräch stellte sich dann heraus,



daß der Oberst ein passionierter Rosenzüchter war und den einen „persönlichen Wunsch“ äußerte, in einem wärmeren Klima, wenn möglich in Taschkent, sich der Rosenzucht widmen zu können. „So wäre uns allen geholfen“, erklärte er weise.

Das war am 20. Januar.

Anders verhielten sich jene vierzig deutschen Landser, die wir am nächsten Morgen trafen. Sie äußerten nicht den Wunsch, als Rosenzüchter nach Taschkent gebracht zu werden; sie äußerten überhaupt keinen Wunsch; sie lagen völlig apathisch und kraftlos in einem Hohlweg im Schnee. Ihre ausgemergelten Gesichter waren grau bis grauschwarz. Offenbar hatten sie sich seit Tagen nicht gewaschen und auch nichts gegessen. Es waren Versprengte verschiedener Truppenteile der deutschen 6. Armee, die, nach Westen fliehend, sich bis hierher geschleppt hatten.

Ich sprach sie an. Die meisten waren viel zu erschöpft, um antworten zu können. Einem, der sich hochrappelte, gab ich heißen Tee und zwei Stück gerösteten Brotes. Ich werde nie vergessen, wie er keuchend aß und mich dann ansah. Es war mir klar, daß die meisten dieser vierzig Mann kaum noch eine Winternacht in der Steppe überleben würden. Ich ging zu dem Divisionskommandeur, dessen Stab ich zugeteilt war, und schilderte ihm den Zustand jener zu Tode erschöpften deutschen Soldaten, die faktisch ja Kriegsgefangene waren.

Der Kommandeur, ein noch junger Generalmajor, überlegte. Er kannte mich als deutschen Schriftsteller und jetzt als Arzt und Propagandisten. Er meinte: „Was kann ich tun? Meine Division befindet sich in Gefechtsbereitschaft und auf dem Marsch. Sie wissen, daß wir nur ganz wenige Gerätewagen haben und nur das Allernötigste mitnehmen. Wie soll ich also die vierzig Mann aufladen?“

Ich erwiderte, wenn man ihnen etwas Warmes zu trinken und etwas zu essen gäbe, dann würden einzelne wieder marschfähig zum nächsten Krankensammelplatz; die anderen aber könnten aushalten, bis Transportmittel kämen. Der Kommandeur schlug mir nun vor, ich solle mit seinem zweiten Adjutanten zum nächsten Regimentsstab fahren und versuchen, was sich machen lasse.

Der Regimentskommandeur war ein Oberstleutnant, ein Genosse aus dem „Kusbass“, dem sibirischen Kohlenbecken, ein ungewöhnlich kräftiger, breitschultriger Mann, ein echter „sibirischer Bär“. Er war zuerst gar nicht erbaut, da wir mitten in eine taktische Besprechung hineinschnitten. Der Adjutant des Divisionskommandeurs stellte mich vor, und ich erbat in meinem durchaus nicht klassischen Russisch Unterstützung für die marschunfähigen deutschen Kriegsgefangenen. Der Oberstleutnant mit seinen grauen beobachtenden Augen hörte mir ruhig zu und schaute dann schweigend über die auf dem Tisch ausgebreitete Karte. Mir schien das Schweigen endlos. Dachte der Kommandeur an die „verbrannte Erde“

rings um Stalingrad? War er vielleicht vorher in der Ukraine und im Donbass gewesen und hatte dort die bis auf den Grund eingäscherten Dörfer und Städte gesehen? Auch ich blickte auf den Tisch; ich sah dort einen mit vielen Bemerkungen versehenen Umlegkalender mit dem Datum: 21. Januar ...

Lenins Todestag.

Einen Augenblick dachte ich daran, an die internationale Solidarität im Geiste Lenins zu appellieren. Aber das schien mir in dieser Situation und für die Hitlersoldaten deplaciert.

Jetzt meinte der Oberstleutnant zu mir: „Sie wissen, Genosse, ich kann meinen Leuten, die ins Gefecht rücken, nicht sagen, sie sollen ihre eisernen Rationen anbrechen. Doch wenn meine Soldaten von sich aus den Deutschen etwas geben wollen ...“ Er hielt inne und sah mich prüfend an. Ich kannte diese Art sowjetischer Offiziere, die mir gegenüber nicht gerne Anweisungen erteilten, sondern eher wissen wollten, wie ein deutscher Genosse sich in bestimmten Situationen verhielt. So fragte ich den Kommandeur: „Wenn Sie gestatten, spreche ich selbst mit Ihren Soldaten?“

„Das meinte ich!“ erwiderte der Kommandeur lebhaft. „Sie sprechen ja russisch – doch, doch, es wird schon gehen –, es sind ja Ihre Landsleute, für die Sie es tun! Sprechen Sie also mit der Einheit, die am nächsten bei den Gefangenen liegt! Sprechen Sie aus dem Herzen! Mit voller Stimme! Versuchen Sie Ihr Glück! Ich gebe Ihnen einen meiner Offiziere mit. Einverstanden?“

„Einverstanden! Vielen Dank, Genosse Oberstleutnant!“

Der Kommandeur beauftragte einen der Stabsoffiziere, einen hochaufgeschossenen, dunkelhaarigen jungen Oberleutnant mit munteren Augen. „Tolja, gehen Sie mit dem Genossen! Sie haben alles gehört. Sie handeln in meinem Auftrag.“ Ich nahm meine Pelzmütze und meine Handschuhe und bedankte mich nochmals. Der Kommandeur drückte meine Hand und meinte: „Es ist klar, seine Heimat vergißt man nicht so leicht. Übrigens“, fügte er hinzu, „heute ist der 21. Januar. Sie wissen doch ... Lenin hielt nicht geringe Stücke auf Karl Liebknecht und die deutschen Arbeiter und schrieb eigentlich gerade für sie eine Schrift über ‚die Kinderkrankheiten‘ ... vielleicht sprechen Sie auch darüber?“

Hatte der Oberstleutnant meine Gedanken erraten?

Bei krachendem Frost und blendender Sonne fuhr ich mit Tolja, dem Oberleutnant, in Richtung des Hohlweges, wo die deutschen Soldaten lagen. Schnell hatte ich mich mit Tolja, einem Odessaer Studenten für westliche Literatur, angefreundet. Tolja besaß das Temperament eines echten Odessiten; er sprühte nur so von Leben, von Witz und Laune. Abwechselnd fragte er mich über Deutschland, erzählte mir von seinem Studium und konnte sich nicht genug tun, das Loblied seiner Heimatstadt Odessa, der schönsten Stadt der Erde, zu singen.

Ja er sang es wirklich aus voller Kehle über die frostknirschende Steppe:



„Am Schwarzen Meer ein Volk es gibt,  
 Von früh bis spät Gesang es liebt,  
 Ach, Odessa –  
 Als Stadt zwar gebaut,  
 Doch bist du eine Braut,  
 Ach, Odessa –  
 Du Braut am Schwarzen Meer!“

Dieses bei unserer Division sehr bekannte Lied, aus jungem Herzen gesungen, von einem in seine „Braut“ verliebten Menschen, flog jubelnd durch den Wintermorgen. Unser Fahrer nahm eine neue Strophe auf, während er den Wagen durch die Schneeverwehungen bugsierte; und jetzt fiel auch ein sowjetischer Truppenteil zwischen den Ruinen eines ehemaligen Kosakendorfes mit ein.

Tolja ließ halten. Er führte mich zum Bataillonsstab. Der Bataillonschef, ein Kapitän, den Tolja kannte, wollte gerade zu einer Lenin-Feier gehen, an der die beiden im Dorf lagernden Kompanien teilnahmen. War das für meine Sache günstig oder ungünstig? Doch schon hatte Tolja den Kapitän informiert; der bat mich, doch ein paar Worte bei der Feier zu sprechen. Ich erklärte ihm nochmals mein Anliegen und meinte, das gehöre wohl kaum in diese Gedenkfeier zu Lenins Tode; zudem sei mein Russisch miserabel.

Er aber erwiderte, mein Russisch sei großartig! Ich solle nur aus dem Herzen sprechen! Das Thema passe sehr gut zu einer Lenin-Feier im Felde.

Da half kein Sträuben.

Vor dem verbrannten Dorf standen die beiden Kompanien in zwei Gliedern im offenen Halbkreis, alle in ihren langen Schafpelzen, umgeschnallt, mit aufgepflanztem Bajonett. Der Kapitän sprach über Lenin, über Lenins Strategie und Taktik während der Interventionskriege 1918 bis 1920, über Lenins Glauben an das russische Volk, über Lenins Patriotismus und über Lenins unerschütterliches Vertrauen zur internationalen Solidarität der Werktätigen. Und hier erklärte der Kapitän, daß Lenin im Dezember 1918 Züge mit Getreide und Mehl für die hungernden deutschen Arbeiter abgesandt habe, die dann an der Grenze von der sozialdemokratischen Ebert-Regierung angehalten und nicht weitergelassen worden seien. Ja, Lenin hütete das Prinzip der internationalen Solidarität wie seinen Augapfel.

Ich muß gestehen, ich verspürte plötzlich Herzklopfen, als der sowjetische Kapitän dies sprach und mir den Weg ebnete. Eine Welle von Dankbarkeit, Scham und Hilflosigkeit schlug in mir hoch. Und wieder hörte ich des Genossen Stimme, daß ein deutscher Arzt und Schriftsteller auf der Seite des gerechten Kampfes stände – er zog mich jetzt energisch an seine Seite und legte den Arm um meine Schulter – und daß dieser deutsche Genosse den sowjetischen Kämpfern einige Worte zu sagen habe.

Beifall der Sowjetsoldaten empfing mich. Es ist mir unmöglich, genau zu wiederholen, was ich damals sagte oder stammelte. Eines jedoch weiß ich: Meine Worte kamen aus heißem, erregtem Herzen. Wahrscheinlich empfanden das auch die im Halbkreis stehenden

Soldaten der Roten Armee. Ich berichtete ihnen kurz, daß ich im ersten Weltkrieg auch Soldat gewesen sei und am 8. November 1918 im sächsischen Arbeiter- und Soldatenrat in Dresden für ein Freundschaftsbündnis mit der jungen Sowjetmacht gestimmt habe, wie es mir schweren Schmerz bereite, daß deutsche Arbeiter ihre Hand gegen den ersten Arbeiter- und Bauern-Staat erhoben hätten, daß aber gerade Lenin neben der Waffe auf das Buch, auf das Lernen und die Geduld hingewiesen habe, den anderen zu überzeugen. Deshalb sei ich auch hier an der Front, meine Landsleute zu überzeugen, Schluß zu machen mit diesem verbrecherischen Hitlerkrieg! Das brauche Zeit und Geduld. Nun sage ein russisches Sprichwort (ein Glück, daß es mir gerade hier einfiel): Einen am Boden Liegenden trete man nicht. Dort, fünfhundert Meter entfernt in einem Hohlweg, lägen aber vierzig zu Tode erschöpfte deutsche Soldaten, Kriegsgefangene, die meisten gewiß Arbeiter und Arbeitersöhne. Ich fragte die Soldaten der Roten Armee, ob sie diesen am Boden Liegenden helfen könnten und wollten?

Der Kapitän unterstützte meine Frage; er ließ die Kompanien rühren und sich beraten, während wir zur Seite gingen. Nach kaum zehn Minuten traten die beiden Kompanieführer vor und meldeten, daß die Mannschaften aus ihren Beständen den deutschen Kriegsgefangenen siebzehn Brote zur Verfügung stellten.

Was ist noch viel zu erzählen?

Es war schwer, den völlig erschöpften deutschen Soldaten, die halbtot in dem Hohlweg lagen, diese Form der proletarischen Solidarität mitten im furchtbarsten aller bisherigen Kriege klarzumachen. Darauf kam es auch vorerst nicht an. Ein Kommando des sowjetischen Bataillons brachte ihnen heißen Tee mit Wodka und die siebzehn Brote.

Die deutschen Soldaten begannen zu trinken und zu essen, anfangs langsam, reflektierend, in einer Art Dämmerzustand. Wie aber das heiße Getränk ihre erstarrten Körper durchrann, wie sie die Bissen Brot im Munde spürten und das Leben wieder in ihnen erwachte, da aßen sie, als hinge ihr Leben davon ab.

Der Kapitän, der wieder zum Bataillon mußte, versprach mir, einen Melder zum nächsten Krankensammelplatz zu senden, die Kriegsgefangenen vor Einbruch der Nacht abzuholen.

Bevor er wegging, versuchte ich doch noch, den deutschen Soldaten kurz zu erklären, wem sie die siebzehn Brote und vielleicht auch ihr Leben verdankten und wie die Soldaten der Roten Armee auf ihre Art Lenins Todestag feierten. Ich weiß jedoch nicht, ob meine Landsleute in der Donsteppe es verstanden und behalten haben.

*Illustration: Wolfgang Würfel*

„Siebzehn Brote“ erschien in: Friedrich Wolf „Ausgewählte Werke in Einzelausgaben“, Band XII, „Frühe Romane und Kleine Prosa“, Aufbau-Verlag, Berlin 1959. Wir danken für die Genehmigung des Nachdrucks.



## Franz Reiß, Im Klub (Freizeit der Grenzsoldaten), Öl, 1984

„Daß sicher sei, was uns lieb ist ...“, unter diesem Motto stand im November 1986 eine Kunstausstellung, die dem 40. Jahrestag der Grenztruppen der DDR gewidmet war. In den Ausstellungshallen der thüringischen Bezirksstadt Suhl dokumentierten Werke der Malerei, Grafik und Plastik sinnfällig die Verbundenheit unseres Volkes und der Grenztruppen, die Partnerschaft zwischen Künstlern und Soldaten. Zu den ersten Besuchern gehörten Angehörige der Offiziershochschule „Rosa Luxemburg“. Und das gleich aus zweierlei Gründen: einmal natürlich, weil diese Exposition unmittelbar der künstlerischen Darstellung ihres Dienstes zum Schutz unserer Staatsgrenze verpflichtet war, und zum anderen, weil eine große Anzahl der hier gezeigten Werke im wahrsten Sinne des Wortes ihnen gehört, ausgeliehen aus ihren Lehrgebäuden, Diensträumen oder Kompanieklubs. Der Ausstellungsbesuch wurde also teilweise zu einem Wiedersehen mit guten alten Bekannten, zu denen auch das Gemälde „Im Klub (Freizeit der Grenzsoldaten)“ von Franz Reiß gehörte.

Inzwischen hängt es längst wieder an seinem angestammten Platz. Ein Bild, dessen inhaltliche Aussage und künstlerische Gestaltung sowohl vom Wissen des Malers um den Soldatenalltag zeugt als auch von seinem handwerklichen Vermögen, diesem über das Motiv hinaus Ausdruck zu verleihen. Es zeigt Soldaten während ihrer Freizeit. Der Bildaufbau ist diesen Stunden der Entspannung angemessen, die ins Auge fallende Dreieckskomposition der beiden Soldaten mit ihrem Modell gibt dem Bild eine Atmosphäre der Ruhe, zu der noch die warmen Grün-

Brauntöne ein übriges tun. Und doch, es liegt auch eine gewisse Spannung in dieser Darstellung. Voller Konzentration sind die Genossen bei der Sache, man schaue nur auf ihre Gesichter. Das trifft für die im Bildhintergrund gezeigten ebenso zu, auch wenn wir nur den Rücken oder ein Profil sehen. In Haltung und Gestik ist ihnen der Eifer, mit dem sie dabei sind, anzusehen. Es sind Stunden aktiver Erholung, die bei allem Spaß ebenso Disziplin und Durchhaltevermögen verlangen. Denn so auf Anhieb ist ein Porträt nun einmal nicht gemalt; wer wüßte das besser als der Künstler, der diese Szene einst belauschte. Übri- gens als Gast in der ZAG „Bildende Kunst“ der Grenztruppen, die der Freund und Kollege, der Maler und Grafiker Hans Hattop, jahrelang leitete. Ruhe und Disziplin verlangt auch der Dienstatlag. Und wenn hier auch die Kragen geöffnet und die Köpfe abgelegt sind, die Uniform kennzeichnet sie sehr deutlich als Grenzer. Wenn es notwendig ist, werden sie Pinsel und Stift zur Seite legen und in Sekundenschnelle dienstbereit sein. Wer genau hinschaut, dürfte auch das auf diesem Bild entdecken, obwohl anscheinend nur eine Stunde der Entspannung festgehalten ist.

Der Maler Franz Reiß wohnt nur wenige Kilometer von seinem Gemälde entfernt in Schmalkalden. Der heute 74-jährige Künstler kann auf ein reichhaltiges Werk zurückblicken. Seine Gemälde und Grafiken, die großformatigen Wandbilder zu Themen aus der Geschichte der Arbeiterbewegung ebenso wie die vor Leuchtkraft schier berstenden Aquarelle, die die Schönheit unserer Landschaft zeigen, aber auch die Arbeiter- und Soldatenporträis sind eine Art Chronik unseres Landes. In einem Gespräch sagte Franz Reiß: „Als ich 1945 in Schmalkalden eine neue Heimat fand, lagen fünf Jahre als Soldat

der faschistischen Wehrmacht hinter mir. Mein Vater war im ersten Weltkrieg gefallen. Was Militarismus und Krieg für die Menschheit bedeuten, hatte ich zur Genüge erfahren. Jetzt wollte ich Farbe bekennen. Nicht nur als Maler, ich wollte mein künstlerisches Werk mit der gesellschaftlichen Entwicklung verbinden. Und ich sah mich gebraucht, als Künstler und als Genosse.“

Sozialistischer Aufbau und dessen bewaffneter Schutz, sie gehören auch im Verständnis des Malers Franz Reiß untrennbar zusammen. Seine Bilder sprechen ebenso dafür wie seine langjährige kulturpolitische Tätigkeit als Vorsitzender des YBK im Bezirk Suhl. Daraus resultieren die vielfältigen Begegnungen mit den Angehörigen der Grenztruppen der DDR. Eine Freundschaft, die den Künstler sicher noch zu weiteren Bildern motivieren wird.

Wenn am 2. Februar 1989, aus Anlaß des 75-jährigen Geburtstages, eine Personalausstellung von Franz Reiß in den Suhl's Ausstellungshallen gezeigt werden wird, dann dürfen sicher die Genossen der Offiziershochschule „Rosa Luxemburg“ erneut zu den ersten Besuchern gehören.

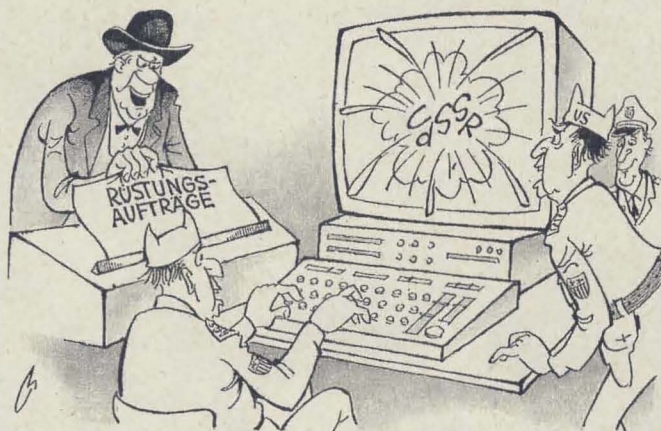
Denn es werden wiederum ihre Bilder zu sehen sein, egal, ob es sich um eines der prächtigen Blumenstillleben, herrliche Aktbilder, Landschaften oder das Bild des Soldaten in Dienst- und Freizeit handelt. Es sind in jedem Fall Bilder, in denen sie sich und das, was sie schützen, wieder erkennen.

Text: Inge Thormeyer  
Reproduktion: Archiv









### Nur ein Computer-Spielchen?

Die Militärs am Potomac waren begeistert. Endlich konnten sie wieder einmal so richtig aus dem Vollen schöpfen. Diesmal bei einem computerisierten, dafür aber totalen Kriegsspiel. Schuld daran waren natürlich „die Russen“, griffen sie doch schon wieder – zumindest in den Köpfen der verantwortlichen Spielplaner – das „freie“ Westeuropa an. Riesengroß und akut also die Gefahr aus dem Osten. Was kümmerte es da die geistigen Väter solchen Zeitvertreibs, daß ihr Minister zu selbiger Stunde die Sowjetunion besuchte? Und nicht nur das! Während in Washington das 500 000-Dollar-Spektakel tobte, wurden Mister Carlucci „von Moskau“ neueste Bomber, Panzer und Schiffe gezeigt, wurden Gespräche über Änderungen in Doktrin und Struktur auch der sowjetischen Streitkräfte geführt, weitere angeboten.

Bloße Zufälle oder deutlicher Ausdruck zweier gegensätzlicher politischer Grundlinien? Zugegeben, es gibt tatsächlich eine sozialistische Offensive, nämlich die der Abrüstung. Und die läßt sich auch durch Computerkriege nicht abwehren. Doch das scheint die Kriege-Spieler jenseits des großen Teichs nicht zu berühren. Wenigstens mit Bits und Bytes und langen Zahlenkolonnen aus Supercomputern wollen sie ihre Schlacht schlagen. Sollen sie doch, könnte

man fast meinen. Das „blaue Team“ der USA und NATO habe das „rote Team“ der UdSSR und ihrer Verbündeten besiegt, verkündeten sie stolz nach dem streng geheimen Sechs-Tage-Krieg im Pentagon.

Na und? Alles in allem war's doch nur ein harmloses Computer-Spielchen ... Moment mal: Nur durch den Einsatz von B-2-Tarnkapenbombern, ferngesteuerten Flugzeugen, Tomahawk-Cruise-Missiles und hypermodernen Aufklärungssystemen habe man „gesiegt“. Ach ja? Ist das nicht rein zufällig auch die Wunschliste gewisser Rüstungskonzerne? Dieser siegverheißende Bedarf wurde selbstverständlich sofort aufgelistet und dem Pentagon-Chef als „Entscheidungshilfe“ auf den Tisch gepackt. Auch der Generalstab gab in Windeseile seinen Segen und der neuen Rüstungsoption Dringlichkeit. Hohe Pentagonbeamte ließen sogleich verlauten, daß „diese Vorschläge als Planungsgrundlage für die nächsten fünf bis 15 Jahre“ anzusehen seien. Dabei spiele keine Rolle, „welche politische Partei im Weißen Haus das Sagen“ habe. Dies nun ist so ganz nebenbei ein anschauliches Lehrstück in Sachen westlicher Demokratie und zweifellos die erneute Bestätigung, daß der allmächtige Militär-Industrie-Komplex der USA noch immer nicht daran denkt, auch nur ein Quentchen seiner Positionen aufzugeben.

Gregor Köhler

● Die Aufstellung der Anfang des Jahres von BRD-Kanzler Kohl und Frankreichs Präsidenten Mitterrand beschlossenen deutsch-französischen Brigade hat begonnen. In der Böblinger Wildermuth-Kaserne hat der 60köpfige Vorbereitungsstab seine Arbeit aufgenommen. Die Brigade soll am 1. Oktober 1989 ihre volle Stärke von 4 200 Mann haben und in den Standorten Böblingen, Donaueschingen, Horb und Stetten am kalten Markt stationiert werden. Erster Kommandeur ist für zwei Jahre der französische Brigadegeneral Sengeisen, sein Stellvertreter der Bundeswehroberst Wasenberg. Für die Aufstellung der Brigade will Frankreich zwei Regimenter zusätzlich in die BRD verlegen, die aus Teilen der Schnellen Eingreiftruppe bestehen. Die Brigade soll laut BRD-Verteidigungsministerium „als Truppe mit Modellcharakter Möglichkeiten des Zusammenwirkens auf taktisch-operativem und logistischem Gebiet sowie Grundsätze für die Führung und Ausbildung in gemischt-nationalen Verbänden in Europa-Mitte entwickeln und erproben“. Sie wird dem Verteidigungsminister der BRD direkt unterstellt.

● An der Entwicklung des Jagdflugzeuges Rafale, das ab Mitte der 90er Jahre mit dem gemeinsam von der BRD, Großbritannien, Italien und Spanien entwickelten „Jäger 90“ konkurrieren soll, wird die französische Regierung festhalten. Frankreich habe keine andere Wahl, wenn es „seine militärische Luftfahrt bewahren und in der Spitzentechnologie präsent bleiben“ wolle, erklärte Verteidigungsminister Chevènement.

● Der „Jäger 90“ wird nach Meinung des Vorsitzenden des Haushaltsausschusses im BRD-Bundestag und SPD-Abgeordneten Rudi Walther bei seiner Fertigstellung nach dem Jahr 2000 überholt sein. In einem Interview mit der Zeitschrift „Wehrtechnik“ erklärte er, daß zu diesem Zeitpunkt Flugabwehrraketen imstande sein würden, eine effektivere Kontrolle über den Luftraum auszuüben. Der Bundesrechnungshof habe deutlich gemacht, wie „wir beim „Jäger 90“



übers Ohr gehauen wurden". Nach Walters Ansicht wird das Jagdflugzeug „zwar entwickelt, aber nicht in Serie gehen".

● **An einem Gefechtsschießen** der Bundeswehr auf dem US-Truppenübungsplatz Grafenwöhr in Ostbayern haben etwa 2 000 Gäste aus mehreren Ländern teilgenommen. Der Kommandierende General des II. Korps der Bundeswehr, General Lange, wies darauf hin, daß das „Gefechtsschießen verbundener Waffen" einen Höhepunkt in der Ausbildung der Bundeswehrosoldaten darstelle. Er bezeichnete die Übung als „kriegsnah". Bei ihr waren auch Düsenjäger der Typen Alphajet und Thunderbolt eingesetzt, die von amerikanischen Piloten geflogen wurden. Zu den Besuchern gehörten hohe Armeeoffiziere der USA, Frankreichs, Kanadas, Österreichs und der Schweiz, ferner Bundestagsabgeordnete und Vertreter mehrerer Rüstungsfirmen.

● **Militärische Bauvorhaben** in einem Umfang von 9,1 Milliarden Dollar, davon 530 Millionen Dollar für USA-Pläne in Europa und 492 Millionen für gemeinsame Projekte der NATO, sind von Präsident Reagan genehmigt worden. Er unterschrieb ein entsprechendes Gesetz für das Haushaltsjahr 1989.

● **SDI** („Strategische Verteidigungsinitiative" der USA) sei in ihren Möglichkeiten überschätzt worden, ihre Wirksamkeit könne frühestens in 10 bis 15 Jahren beurteilt werden. Das erklärte der ehemalige Leiter des Nationalen Sicherheitsrates der USA, Robert McFarlane. In der Zeitschrift

„Foreign Affairs" schrieb er: „Selbst wenn Fortschritte bei Technologien erzielt worden sind, die bei ballistischen Verteidigungsraketen eine Rolle spielen, so ist es fragwürdig, ob diese Systeme noch vor Ende des Jahrhunderts wirksame Verteidigungswaffen darstellen werden."

● **Die Geheimnisse** um das Stealth-Jagdflugzeug der USA sollen laut Beschluß des Pentagon noch nicht gelüftet werden. Auch sei offiziell nicht zu bestätigen, daß ein solches Flugzeug überhaupt existiert. Die Maschine soll die Bezeichnung F-19 oder F-117A erhalten. Nach amtlich unbestätigten Berichten haben die USA bereits 50 Stealth-Jäger im Dienst. Außerdem gab es Meldungen, wonach Maschinen mit Stealth-Technik bereits abgestürzt sein sollen.

● **Israel** ist von USA-Außenminister Shultz aufgefordert worden, seine militärische Herrschaft im Westjordanland sowie im Gazastreifen zu beenden und den Palästinensern „die Kontrolle über die politischen und wirtschaftlichen Entscheidungen, die ihr Leben berühren", zu übergeben. Die Ausrufung eines palästinensischen Staates lehnte er jedoch ab. Während einer Veranstaltung im USA-Bundesstaat Maryland widersprach er der Forderung der PLO (Palästinensische Befreiungsorganisation) nach einem Rückzug Israels hinter jene Grenzen, die die UNO vor der Gründung des Staates Israel als Trennungslinie zwischen Palästina und dem jüdischen Staat festgelegt hatte.



## In einem Satz

Sein neues Amt als Stabschef der NATO-Heeresgruppe Nord in Mönchengladbach hat Generalmajor Adolf Graf von Kielmansegg im Oktober angetreten, nachdem sein Vorgänger, Generalmajor Hans Hoster, das Kommando über das Territorialkommando Nord der Bundeswehr übernommen hatte.

Für neues Rüstungsmaterial sind im französischen Rüstungshaushalt insgesamt 98 Milliarden Francs vorgesehen, wobei an erster Stelle die Modernisierung der französischen Nuklearstreitmacht steht.

Kategorisch dementiert hat das französische Präsidialamt Presseberichte, die Aussagen über einen Aufschub oder gar einen Verzicht Frankreichs auf die neue taktische Nuklearrakete Hades mit einer Reichweite von nahezu 500 Kilometern getroffen hatten.

Die USA-Luftwaffe prüft gegenwärtig das Angebot der Rüstungsfirma Eaton, zum Preis von 520 Millionen Dollar Mängel am Elektroniksystem des B-1-Bombers zu beseitigen, nachdem der Schwenkflügel ins Gerede gekommen war, daß sein für Täuschung und Umgehung der gegnerischen Luftabwehr gedachtes Elektroniksystem nicht funktioniere.

Äußerst besorgt äußerte sich der spanische Regierungschef Felipe Gonzales über den Kostenanstieg beim „Jäger 90", erklärte aber gleichzeitig, daß Spanien nicht beabsichtige, das Projekt, an dem Madrid mit 13 Prozent beteiligt ist, zu verlassen.



Bei der Landung in Ramstein/Pfalz (BRD): Zwei F-16-Kampfflugzeuge des „68. Tactical Fighter Squadron" aus Moody (USA-Bundesstaat Georgia), das im Rahmen der diesjährigen NATO-Herbstmanöver an der Luftwaffenübung „Cold Fire" teilgenommen hat

Text: Walter Vogelsang  
Karikatur: Ulrich Manke  
Bild: Archiv



**ZUM  
TITEL  
BILD**

Einmal die  
Dorfstraße  
rauf und  
einmal runter,  
und ich habe  
fast einem  
Dutzend  
Leuten  
die Hand  
geschüttelt,  
habe mit dem  
Bürgermeister,  
dem LPG-  
Vorsitzenden,  
dem ABV,  
dem Küchen-  
leiter der  
Grenzkompanie,  
dem Elektriker,  
dem Traktoristen  
gesprachen.  
Schwer ist es,  
Gesichter,  
Namen und  
Funktionen  
nicht  
durcheinander-  
zubringen,  
leicht, ein  
Fazit der  
Gespräche  
zu ziehen,  
denn das  
war ihr

# Stolz aufs



# Grenzer

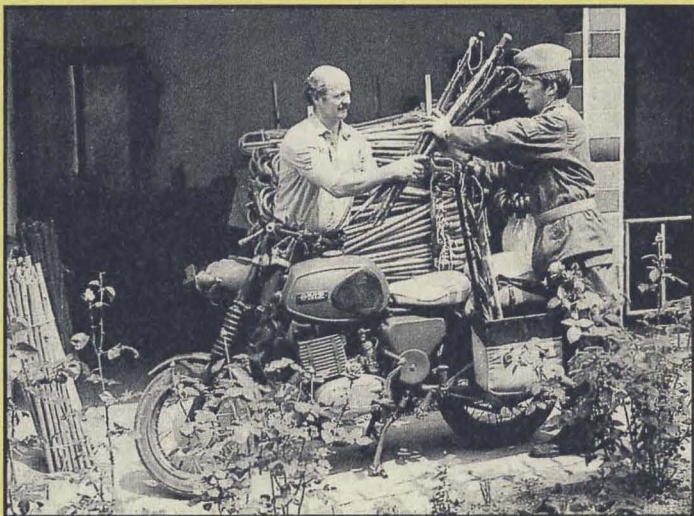




Man sieht's dem Fleckchen Erde an, daß die Leute rührig sind und auf Ordnung achten. Meine neubaublockgewöhnten Augen möchten fast tränen vor Freude über den Anblick strahlendalter Fachwerkhäuser mit mancher Neuerung innen und außen. Dazu viel jüngst Entstandenes und Entstehendes: Eigenheime wie das vom Stabsfeldwebel Norbert Mielke oder das erst bis zu den Kellermauern erkennbare vom Stabsfähnrich Peter Lenz. Und natürlich den immer kompletter werdenden strukturbestimmenden

dorf





**Bürgermeister Manfred Dölle (links) – im Herzen Grenzer geblieben. Aus der Werkstatt von Wolfgang Geier – Stöcke auch für die künftigen Reservisten.**

Betrieb nicht vergessen, die LPG „Wilhelm Pieck“, die selbst in ihrer Kleinheit von 580 Hektar eine ganz große Sache ist. Unter Folie und im Freiland, zunehmend aber unter Glas, bringen die Genossenschaftsbauern unfehlbare Trümpfe ins Spiel, wenn es um Gemüse-Intensivproduktion geht: Mut zum Neuen, Ideenreichtum und Expertenwissen versetzen sie längst in den Millio-närstand. Solcherart Aufschwung ist wohl nicht zu übersehen. Daß hier keine Potjomkinschen Fasad-saden errichtet worden sind, das müßte sogar den wöchentlich zu Hunderten zählenden, auf Beobachtungspunkte am westlichen Werraufser herangekehrten, den Kitzel des Blicks „nach drüben“ suchenden „Landsleuten“ oder ausländischen Neugierigen auf-fallen. Vorausgesetzt, ihr Horizont reichte auch nur einen Augenblick weiter als bis zu jenem Zaun, dessen Fehlen uns bis 1961 den Verlust eines beträchtlichen Teils schwer erarbeiteten Wohlstandes kostete. Mit dem, was von solchen Demo-Stellen auf der anderen Seite, was auf Straße, Fluß und Schiene sowie durch die Luft zu uns heran- und – so oder so – herüberkommt, hat Major Andreas Rudolphs Grenzkom-panie hauptsächlich zu tun. Halt, da ist der Akzent nicht exakt gesetzt! Das weiß ich, seit ich mich in mehreren Gemeinden

umgehört habe. Hauptsächlich die Grenzer – so ist's richtig – haben über ansehnliche Berge und aus-gedehnte Wälder, über gepflegte Anwesen und bis in den letzten Winkel gezogene Felder hinweg ihren Dienst damit. Aber eben nicht nur sie.

„Als ehemaliger Grenzer, der 30 Jahre die Uniform getragen hat, stirbst du als Grenzer“, hatte mir der Lindewerraer Schultheiß Man-fred Dölle gesagt und dabei kei-neswegs schon an jenen letzten Liegeplatz gedacht. „Früher glaubte ich“, erklärte er, „wenn du die Uniform ausziehst, gewinnst du mehr Abstand zu all den Dingen. Aber heute weiß ich, daß man so eine Verantwortung nicht einfach aus der Hand legen kann. Als Bürgermeister bin ich ja auch für Ruhe, Ordnung und Sicherheit mitverantwortlich. Und jeder, der hier lebt, tut das ebenfalls sehr bewußt. Da kannst du bei den jüngsten anfangen, in der Arbeits-gemeinschaft Junge Freunde der Grenzsoldaten, oder nimm die Freiwilligen Helfer der Grenz-truppen. Das ist zum großen Teil noch die Truppe, die ich mal, als ich Kompaniechef war, aufgebaut habe. Frag' wen du willst – den Wolfgang Geier als Handwerker oder den Erich Pohler als Traktori-sten. Die machen ohne viel Drumrum jeden Monat ihre Stunden als Grenzhelfer, laufen auch mal am Wochenende Streife,

sorgen durch Einsätze für Ord-nung.“

Manfred Dölle ist einer, der hier „klebengeblieben“ ist, wie er sagt. Einer von vielen. Man merkt es an den sprachlichen Eigenheiten bei diesem und jenem aktiven Grenzer. Daß sich gebürtige Dres-dener oder Karl-Marx-Städter im „letzten Zipfel DDR“ niederge-lassen haben, spricht wohl für das wohltuende Klima, das das Wachstum von Zusammengehö-rigkeit und Miteinanderaus-kommen fördert. Mit Stabsfähr-lich Bernd Schönbrodt darüber das Gespräch zu finden, ist kinder-leicht, aber von einer Besonder-heit bestimmt. Das ist einer vom Schlage jenes Prüflings, der sich in Biologie nur auf die Regen-würmer vorbereitet hat und – egal, wonach er befragt wird – immer wieder den Faden zu diesem, seinem Thema findet. Bernds Thema ist die Jagd, und einen Großteil seiner Freizeit ist der Ledige auf Hochsitz oder Pirsch. Wenn er dann frisch von der Leber weg seine Erlebnisse zum besten gibt, hat er immer sein Publikum. „Vierzehn Tage bin ich jetzt hinter diesem Keiler her. Denkst du, ich komme an das Luder ran? Mal siehst du im hohen Gras bloß den Rücken, mal ist das Licht zu schwach. Aber gestern – fünf Meter vor mir stand er ...“ Bernd legt eine Hoch-Spannung erzeugende Kunstpause ein. „Na? Und?“ drängeln ihn Oberfährlich Pfefferkorn und Stabsfeldwebel Miehke, und ihren Gesichtern ist schon anzusehen, daß jetzt wieder ein Schönbrodtscher Korken fällt ist. Da läßt der gebürtige Hal-



lenser die Luft raus: „... fünf Meter – und keine Flinte mit!“ Für Schadenfreude ist gar keine Zeit, denn zuerst und am lautesten lacht Bernd selber.

Dieser Schönbrodt und der lange Pfefferkorn sind – das weiß der Kompaniechef, und darüber wundert sich keiner mehr im Dorf – auch für einen Jux gut. Nur so kann ich mir erklären, daß ich umgehend an die beiden verwiesen werde, als ich nach einem typischen Brauch in dieser Gegend frage. Ich hatte da was von „Wurstbriefschreiben“ gehört ... Wurstbrief? Keine blasse Ahnung, was das sein könnte. Bernd Schönbrodt macht es kurz. „Ganz einfach“, sagt er. „Hier in den Dörfern ist es üblich, daß man an einen, der geschlachtet hat, schreibt. So und so ..., wir haben gehört ..., da ist doch bestimmt für ein paar hungrige Mäuler was übrig ... In der Preislage etwa. Anonym natürlich. Das ist ja der Clou. Es soll nicht rauskommen, wer schreibt, wer die leere Tasche bringt und die volle holt. Da muß man sich eben was einfallen lassen. Zuletzt haben wir so einen Brief an Röthes Els-

beth verfaßt. Da saßen wir grade über einem Bier, der Andreas mit und ein paar Leute aus dem Dorf. Einer ist dann hin und hat eine alte Tasche abgestellt und geklingelt. Und dann weg und beobachtet. Es dauerte nicht lange, da war die Tasche wieder draußen, mit reichlich Wurst, von jedem etwas, sogar Zwiebeln waren dabei und ein freundlicher Gruß: Laßt's Euch schmecken. Die Leute hier verstehen ja so einen Spaß, und lumpen lassen die sich auch nicht.“

Bürgermeister Dölle kann das gute Miteinander von Grenzern und Einwohnern ziemlich exakt abrechnen. Aber was soll das: hier Grenzer, da Einwohner? Es gibt einfach nichts, wo die Grenzer rauszuhalten wären. Wenn sie sich überhaupt raushalten wollten! Zumindest die Berufssoldaten sind ja zugleich auch Einwohner dieses und jenes Grenzdorfes. „Wir haben für Lindewerra Wasserleitung gelegt“, erzählt Genosse Dölle. „Wenn ich ehrlich bin, ich habe das Vorhaben eigentlich eine Nummer zu groß für uns gehalten. Gräben mußten ausgehoben werden, die Hauptleitung verlegt,

oftmals komplizierte Hausanschlüsse gefertigt, Hochbehälter aufgestellt werden ... Arbeit fast ausschließlich an den Wochenenden. Drei Jahre lang haben wir im Dreck gestanden, und es wäre alles nicht möglich gewesen, wenn die Leute nicht so kräftig zugepackt hätten. Beispielsweise Bernward Althaus. Das ist so ein Einwohner/Grenzer, noch dazu Abgeordneter unserer Gemeindevertretung. Der Stabsfähnrich ist beliebt im Ort, weil er sich – wie viele andere auch – nicht lange bei Reden aufhält. Jetzt, wo die Wasserleitung liegt, könnte man denken, es reicht, nun haben sie erstmal alle die Nase voll. Aber nein! Jetzt ist die Straße dran!“

Manfred Dölle hatte zwar scherzhaft gesagt, am Ende der Dorfstraße stehe das letzte Haus der DDR, doch daß sich hier Hase und Fuchs „Gute Nacht!“ sagen würden, das meinte er garantiert nicht. Für jeden zeichnet sich eine gute, gesicherte Perspektive ab. Das klingt gewaltig, wird mir aber klar, als der Bürgermeister mich in ein winziges, einmaliges Museum führt. Einmalig deshalb, weil es die Entwicklung der heute in der







DDR einzigen, in Lindewerra ansässigen Berufsgruppe der Stockmacher veranschaulicht. Wander-, Jagd-, Knauf-, Krankenstöcke ... Der Weg zum Stockmuseum ist auch ein beliebter Freizeitgang der Grenzer. Und wenn sie schließlich nach 18 oder 36 Monaten Dienstzeit entlassen werden, dann gehen sie gewöhnlich am Stock, pardon, mit Stock nach Hause. Das sind oftmals ganz exquisite Exemplare mit knotigem Knüppelknauf und möglichst aus in sich gedreht gewachsenem Holz.

„Die EK-Stöcke – das sind ja immer bloß ein paar Dutzend im Jahr“, sagt Wolfgang Geier, der Obermeister der Stockmacher. „Hunderttausendfach gehen dagegen von Lindewerra aus Herren-, Damen-, Burschen- und Kinderwanderstöcke auf die Reise nach Irland, Belgien, Dänemark, Österreich, in die BRD oder die Schweiz.“ Für sein Handwerk interessieren sich die Grenzer sehr. Es vergeht keine Woche, in der nicht welche kommen und reinschauen. Dann staunen sie, daß nicht heimische Buche oder Weide verarbeitet wird, sondern fünf- bis sechsjähriges Holz der spanischen oder jugoslawischen Edelkastanie. Oder daß erst nach 32 Arbeitsgängen, nach Abästen, Trocknen, Biegen, Kitten, Schleifen, Waschen, Beizen, Flammen, Lackieren und derlei mehr, aus den krummsten Knüppeln gerade Stöcke geworden sind.

Liegt das Stockmachermuseum etwas im Verborgenen, so führen durch LPG-Land alle Wege direkt hindurch. Vorsitzender Walter Propf hat einen Vergleich parat, mit dem er verdeutlicht, was die LPG früher war und was sie heute darstellt. „In der Gemüseproduktion haben wir mal angefangen mit ganz kleinen Folienzeltchen. Eine Frau und drei Helfer. Jetzt habe ich als Betriebsleiter alleine fünf Hoch- und 15 Fachschulabsolventen sowie 17 Meister als Leiter von Arbeitskollektiven. Wir produzieren das ganze Jahr über Treibgemüse, 22 verschiedene Kulturen. Dazu an die 700000 Nelken, 300000 Freesien, 80 000 Primeln. Alle LPG des Kreises erhalten von uns ihre Jungpflanzen. Im Winter verarbeiten wir in unserer Schälanlage bis zu 1 200 Tonnen Möhren. Wir haben 12500 Legehennen, ziehen Mastkälber für den Export ... Das ist von der Größenordnung und von der Vielfalt unterschiedlicher Arbeiten her, als wenn du vom Kinderfahrrad auf ein Rennauto umsteigst.“ Auf dem Rundgang über seine „Großbaustelle“ weitet sich mein Verständnis für die „Entwicklungskonzeption Treibgemüseproduktion“ und für den Stolz des LPG-Vorsitzenden auf sein „Kombinat“. Daß der Termin der Fertigstellung des Treibhauskomplexes – der 40. Jahrestag der DDR – ihm viel zu weit weg ist, daß er weitaus schneller bedeutend mehr unter Glas wachsen sehen möchte, hat

seinen guten Grund. „Wir haben in diesem Jahr im Vergleich zum vorangegangenen die doppelte Menge Gemüse produziert“, sagt er. „Und was hat es uns eingebracht? Die doppelte Anzahl an Kritiken! Die Leute im Kreis erwarten sehr viel von uns. Am liebsten wäre es ihnen, wenn schon morgen alles im Überfluß da wäre. So schnell geht das aber nicht, auch wenn wir uns allergrößte Mühe geben!“

Die Besonderheit der Grenznahe verlangt in vielen Fällen engstes Zusammenwirken mit der Grenzkompanie. Walter Propf erinnert sich noch an die Beratungen über die künftigen Standorte der Treibhäuser, des Heizhauses, des Reparaturstützpunktes – alles Sachen, die zum Teil erst in jüngster Zeit entstanden sind. „Optimal bauen hieß ja auch, daß die Fragen der Grenzsicherung berücksichtigt werden mußten. Aber, ich glaube, wir haben gemeinsam eine ordentliche Lösung gefunden, und das Heizhaus versorgt auch die Grenzkompanie mit.“

Auf eine Überlegung der Grenzer in der Zusammenarbeit mit den Genossenschaftsbauern weist Kompaniechef Andreas Rudolph hin. „Früher kam es schon mal vor, daß der Zugang zu den Feldern ganz vorn an der Grenze mal fünf, mal zehn Minuten später durch die Posten gewährleistet war. Das können wir uns heute einfach nicht mehr





erlauben. Wenn sechzig Leute aus der LPG auch nur zehn Minuten auf den Posten warten müssen, so sind das effektiv zehn verlorene Arbeitsstunden.“

Grenzverantwortung schließt eben mehr ein als die Sorge um einen allzeit „sauberen“ Grenzschnitt, heißt auch Wissen zu besitzen über die Perspektive der Genossenschaft, heißt Einblick zu haben in Wirtschafts-, Sozial- und Kommunalpolitik im Territorium. So ist es nicht allein der Kompaniechef, der seinen Genossen was zu sagen hat, sondern auch der LPG-Vorsitzende und der Bürgermeister. Ob in der Politischulung, im Zirkel Junger Sozialisten, in der SED- oder der FDJ-Grundorganisation – sie sind gern gesehene Gäste, so wie es die Grenzer in der Betriebsparteiorganisation der LPG oder auch in Schule und Kindergarten sind. Keiner in der Grenzkompagnie kennt Werdegang und Nutzen solcher Partnerbeziehungen besser als Stabsoberfähnrich Günter Seiler. Warum? Nun, weil er der am längsten in der Einheit dienende Berufssoldat ist. Ich erinnere mich an ein nüchtern-dienstliches Papier in der Traditionsecke der Kompanie. Es ist der erste Urlaubsschein, der den Soldaten Günter Seiler am 28. Dezember 1961 berechnete, vier Monate nach Dienstbeginn das erste Mal nach Hause, nach Dresden, zu fahren. Zehn Tage nach jenem bedeutsamen 13. August 1961 hatte er wie Tausende andere junge Männer einen typischen FDJler-Weg eingeschlagen. Für drei Jahre wollte Günter in dieser angespannten

**LPG-Vorsitzender Walter Propf hat gut lachen. Unter Glas gedeiht es ebenso prächtig wie unter freiem Himmel.**

außenpolitischen Situation Standpunkt und Posten an der Staatsgrenze beziehen. Mittlerweile ist er im 28. Dienstjahr, gehört zu den alteingesessenen Dorfbewohnern und ist als langjähriges Ratsmitglied ein kompetenter Mann für den Bereich Jugend und Sport.

„Die Soldaten und die FDJler in den Dörfern sind aktiver geworden, sorgen für Musik, laden zum Tanz ein“, bemerkt Genosse Seiler. Ich registriere das in Lindewerra. Die Dorflinde trägt zu Mittag plötzlich am Stamm eine burschikos, doch freundlich auffordernd abgefaßte Einladung für eine Disko am Abend. Der Verursacher des Linde-Aushanges ist Unterfeldwebel Thomas Maschke, ein junger Maurer aus Nebra. Zusammen mit dem Gefreiten Carsten Schönfeld schiebt er bisweilen ganz unkompliziert Freizeitunterhaltung – und nicht nur Tanz – an. In Lindewerra haben die Jungs und Mädchen seit einiger Zeit ein eigenes Jugendzimmer dafür. Da hat sich Bürgermeister Dölle tüchtig dahintergeklemt, z. B. um den Raum angenehm einzurichten, zum Wohlfühlen. Das ist ein beliebter Treffpunkt. Auch zum Sportfest der BSG Traktor treten die Grenzer mit an. Und wenn es der Dienst erlaubt, stellen sie auch mal „Gastspieler“ für die hiesige Fußballmannschaft.

Unschwer zu begreifen ist, daß



die Grenzsoldaten an manch künftiges Entstehen besonders lebhaftes Interesse haben. Oder erzeugt das Wort Gemeindebäckerei nicht sehr konkrete Vorstellungen von knusprigen Frühstücksbrötchen? Und der ins Auge gefaßte Ausbau einer kombinierten Kindereinrichtung – könnte das nicht für die Jungväter Feldwebel Möller und Stabsfähnrich Lenz und ihre Frauen Anlaß zur Freude sein? Ich denke schon. Entscheidend wird sein, daß – wie bisher bei allem im Dorf – auch die Grenzer mit anpacken, damit das Neue bald wahr wird. So sehen das die Alten (ab welchem Lebensjahr ist man das?) und die Jüngsten in der Kompanie, beispielsweise der Politstellvertreter Leutnant Guido Arnhold. Als '87er Absolvent der Offiziershochschule ist er dabei, seinen Schritt zu finden. Wenn er nach knapp einjähriger Dienstzeit vom Grenzdorf und von den Beziehungen zu den Leuten schwärmt, wenn er keinen anderen Kompaniechef als diesen Major Rudolph haben möchte, weil mit so einem Genossen gut auszukommen ist – dann ist das Lob, das ich unbedingt noch an die rechte Adresse gebracht haben wollte.

*Text: Oberstleutnant  
Bernd Schilling  
Bild: Oberleutnant d. R.  
Manfred Uhlent*



# AR-Preisausschreiben Weihnachtspuzzle



Als kleine Weihnachtsknobelei fordern wir Euch heute mal keine besonderen Fachkenntnisse ab, sondern servieren ein Spielchen für Hobbybastler. Vielleicht macht es Euch Spaß, mit den 37 Teilen zu jonglieren, sie solange hin- und herzuschieben, bis das winterliche Foto mit

unserem jahreszeitmäßigen Wunsch für Euch zusammengesetzt ist. Dann braucht Ihr nur noch das fertige Bild auf eine Postkarte zu kleben und diese alsbald, spätestens aber bis zum 10. Januar 1989, an die Redaktion „Armeerundschau“, Postfach 46 130, Berlin 1055 zu schicken. Auf die Gewinner warten als nachweih-

nachtliche Präsente folgende Preise: Je einmal 200, 150 und 100, viermal 50 sowie zehnmal 20 Mark. Und weil wir in Geberlaune sind, zusätzlich zehn Bücher aus dem Angebot des Militärverlages. Na denn, fröhliches Puzzle!







# DEKATHLON

Der Name war unübersehbar. Auf etwa einhundert Startnummern sprang er jedem Betrachter sofort ins Auge: Dekathlon. Natürlich kenne ich Biathlon, Triathlon, leichtathletische Drei-, Sieben- und Zehnkämpfe. Aber Dekathlon? Ein Blick ins „Kleine Fremdwörterbuch“ – Fehlanzeige! Das Dekathlon hatte sich noch nicht bis zum VEB Bibliographi-

sches Institut nach Leipzig herumgesprochen. Noch nicht ...

Ob dieser Wettkampf, zu dem die Armeesportgemeinschaft Holzdorf herzlich eingeladen hatte, vielleicht etwas mit dem antiken Pentathlon gemeinsam haben

könnte? 708 vor der Zeitrechnung, so klärte mich das Buch „Olympia“ auf, wurde erstmals ein Mehrkampf, bestehend aus fünf Disziplinen, ins olympische Programm aufgenommen: Diskuswerfen, Springen, Speerwerfen, Laufen und Ringen. Eine interessante Mischung aus leicht- und schwerathletischen Elementen. Dieser Fünfkampf avancierte bald zur





beliebtesten Sportart der Antike, weil er eine vielseitige Ausbildung des Athleten und einen harmonischen Körperbau förderte ...

Ein wenig amüsiert lachte Oberstleutnant Horst Wosnizok, der Vater des Dekathlon in der ASV-Sportorganisation Cottbus: „Na, wenn schon ein solcher Vergleich, dann bitte ‚Doppelpentathlon‘!“ Schließlich, so betonte er, handele es sich bei „seinem“ Vielseitigkeitswettbewerb um einen Zehnkampf. Im Namen Dekathlon stecke Dekade, und das bedeute Zehnzahl. Fast einhundert gut gewachsene Athleten aus zwölf Armeesportgemeinschaften, so wies die Startliste aus, hatten sich auf den Holzdorfer Sportanlagen zum Zweitagekampf eingefunden. Im Vorjahr wurde erstmals, mehr als Test, zu solch einer Supermeisterschaft eingeladen. Die Männer und Frauen, in verschiedenen Altersklassen startend, waren hellauf begeistert und forderten ein Dacapo ...

Die Pentathlonkämpfer der frühen Olympischen Spiele eröffneten ihre Wettkämpfe mit dem Diskuswerfen. Die Armeesportler in Holzdorf begannen ihren Dekathlon mit einer Disziplin, die in der Antike noch völlig unbekannt war – mit dem Luftgewehrschießen. In den drei Stellungs-

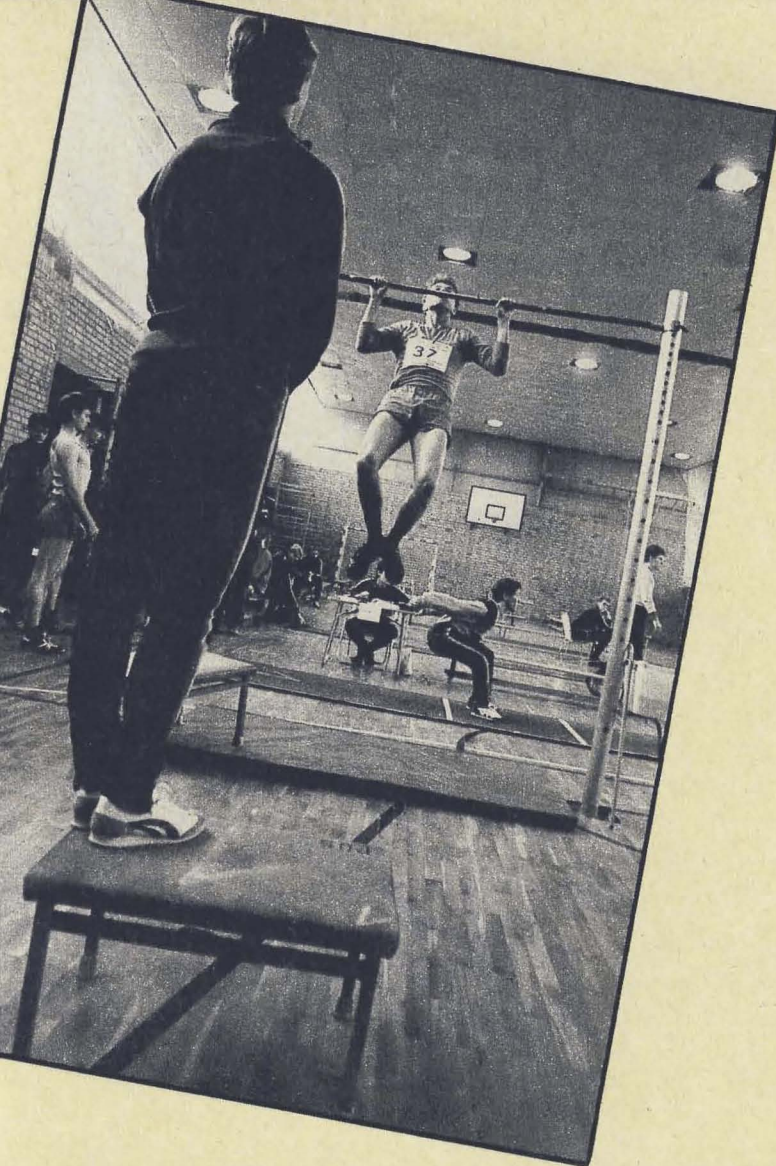


*Weit-Sprünge: Major Martin Dewald, Schwebe-Hänge: Ines Loser, Beuge-Stütze: Leutnant Andreas Nerger.*



arten – stehend, kniend, liegend – mußten jeweils drei Schuß auf die winzige Scheibe abgegeben werden. Oberstleutnant Harald Münch erwies sich als treffsicherster Schütze mit 73 Ringen. Wenn auch der nur 1,60 m große Leutnant Andreas Nerger 20 weniger traf, so war er es doch, der mit einigen anderen hervorragenden Leistungen den ersten Tag absolut für sich entschied. So sorgte er für Aufsehen, als er 58 Klimmzüge am Hochreck vollführte und am Barren innerhalb von drei Minuten 157 Beugestütze demonstrierte – Leistungen, die sich auch bei einem Finale der „Stärksten Männer der





unseres Landes geworden. Dann nahm er als Offizierschüler der OHS „Franz Mehring“ dreimal am Finale der Stärksten der ASV Vorwärts teil, wo er 1988 immerhin sechststärkster Mann der Armee wurde. Also doch nur ein Kraftathlet? Mitnichten. Der Schlußdreisprung ließ auch auf leichtathletische Topwerte schließen: 9,10 m aus dem Stand. Natürlich ohne „Halteren“, jene Gewichte, die die antiken Fünfkämpfer in beide Hände nahmen, um damit beim Mehrsprung zusätzlichen Schwung zu holen. Bei einem Schlußfünfsprung soll der Spartaner Chionis 52 olympische Fuß (16,64 m) geschafft haben. Auch einen Stadionlauf kannten die alten Olympier, sogar über zwanzig „Stadien“, was einer Strecke von etwa 4 000 m gleichkam. Unsere modernen „Dekathlonisten“ mußten zum Abschluß des ersten Wettkampftages demnach für ihre 5 000 m an die 25 Stadienlängen antiker Prägung zurücklegen. Hauptmann Michael Halix glänzte dabei mit der Zeit von 18:21 min.

Nach diesen kräftezehrenden Langstreckenläufen wurde zur Halbzeit geblasen. Zu diesem Zeitpunkt, am Abend des ersten Dekathlontages, stand eine Vielseitigkeitssportlerin bereits als Siegerin fest: Margret Elze aus Die-

*Dekathlon-Aktionen in der Halle (Kraftsport), im Wasser (Kleiderschwimmen) und im Freien (Leichtathletik)*

NVA“ sehen lassen könnten. Nach seinem Kraftrezept befragt, stellte sich regelmäßiges Hanteltraining heraus. Und als Techniker auf einem Flugplatz hat er auch dienstlich mit einigen schweren Geräten zu hantieren. „Doch warten Sie ab“, begegnete er den Vorschußlorbeeren. „Ich werde bei den leichtathletischen Disziplinen an Boden verlieren. Hier gewinnt nur einer, der überall ausgezeichnete Ergebnisse bringt.“ Dabei wies er auf den athletisch gebauten Leutnant Sieghard Jäschke. Jäschke? Der Name kam mir bekannt vor. Ein Blick in mein Fernwettkampf-Handarchiv bestätigte das. 1984 war Sieghard achttstärkster Lehrling





tersdorf im Harz. Sie nämlich war die einzige Frau, die sich in ihrer Altersklasse diesem anspruchsvollen Wettkampf stellte. Deshalb sei auch mit Hochachtung ihr Alter verraten. Die 51-jährige Bibliothekarin kämpfte sich mit Bravour durch alle Übungen. Ausdauer und Hartnäckigkeit sind offensichtlich ganz besondere Eigenschaften von ihr, denn in ihrer Dienststelle hatte sie gegen manchen Widerstand und trotz vieler Schwierigkeiten eine Frauensportgruppe ins Leben gerufen und im Heizhaus einen Trainingsraum gefunden.

Der zweite und entscheidende Tag wurde mit den Sprintstrecken eingeläutet. Diese mußten nicht mit dem legendären Fußmaß des Herakles (32 cm) abgeschritten werden, sondern standen mit 100 bzw. 60 m fest und waren abgekreidet. Nieselregen machte allen

zu schaffen, doch mehr wohl noch der nicht ganz verdaute 5 000-m-Lauf des Vortages. Der Wettkampf in den leichtathletischen Disziplinen zog sich etwas in die Länge. Herolde und Trompeter, die die Zuschauer mit ihren Klängen unterhalten könnten wie einst beim Pentathlon, waren beim besten Willen nicht aufzutreiben gewesen. So suchte ich mir in den Pausen Gesprächspartner, die mir auf die Frage nach dem Sinn und Nutzen solch eines Mammutwettbewerbs Auskunft geben sollten.

„Wer alle zehn Prüfungen, das sind die Disziplinen der bekannten vier Fernwettkämpfe plus Luftgewehrschießen und Kleiderschwimmen, mit guten Ergebnissen bewältigt, kann sich wohl als vielseitiger Kämpfer bezeichnen. Oder?“ fragte mich Oberstleutnant Wosnizok. Da konnte ich wirklich nicht widersprechen, wagte nur einzuwenden: „Aber der ‚normale‘

Soldat, kann der auch in zwei Tagen ...?“

Da verwies mich der agile Chef der Cottbuser LSK/LV-Sportorganisation, der übrigens bei der 87er Premiere „seinen“ Zehnkampf selbst absolvierte, an einen Kompaniechef, der unter den Dekathlonstartern an der Spitze der Altersgruppe III stand: Major Martin Dewald. Zwischen dessen 5 m im Weitsprung, 10 m im Kugelstoßen und 55 m im Handgranatenwerfen fanden wir einige Plauderpausen. Und dabei konnte ich tatsächlich Erstaunliches erfahren:

Die Ursprungsidee des Horst Wosnizok nämlich war es nicht, einen Zweitagekampf zu veranstalten. Zehn in der Armee bekannte und beliebte Sportarten





sollten regelmäßig über ein Jahr hinweg absolviert und mit einer durchgehenden Punktwertung an eine Tafel geschrieben werden. An der könnte sich dann jeder Soldat einer Kompanie mit dem anderen, auch mit seinen Vorgesetzten, vergleichen. Ansporn besonderer Art?!

Major Dewald, Kommandeur einer funktechnischen Kompanie, war dafür sofort Feuer und Flamme, Monat für Monat wurde von nun an in seiner Einheit fleißig trainiert – Luftgewehrschießen, Klimmziehen, Kugelstoßen, Sprint, Langläufe ... Die Ergebnisse wurden der Kompanieöffentlichkeit kundgetan. Bei Morgenappellen erhielten die Besten Lob, Urkunde oder einen Preis. Da der Kompaniechef nicht nur an erster Stelle auf der großen Tafel im Klubraum stand, sondern auch mit seinen Leistungen die Spitzenposition einnahm, wollte keiner zurückstehen. Wenn auch die 25 Klimmzüge des Chefs, seine 19:30 min für die 5 000 Meter oder 60 Beugestütze nicht von

jedem erreicht werden konnten. „Der Sport der Kompanie muß immer im Gespräch und damit in Aktion sein“, argumentierte Major Dewald, ließ einen Krafraum einrichten, Federballspiele kaufen und eine rege Laufbewegung entfalten. Der 88er Meilendurchschnitt in der Einheit beträgt 300 – etwa 600 km also! Das physische Leistungsvermögen wuchs beträchtlich. Eine überraschende Normenkontrolle durch die Vorgesetzten konnte die Dewald-Soldaten nicht erschüttern. Ob Klimmziehen, Handgranatenwerfen oder Ausdauerlauf – die 1,27 als Durchschnittsnote ist wohl eine Art NVA-Spitzenwert ...

Zurück zum Holzdorfer Dekathlon-Geschehen: Zum Abschluß stand kein antiker Waffenlauf mit Helm, Schild und Beinschienen auf dem Programm. Doch das Kleiderschwimmen in Drillich, mit Stahlhelm und Fecht-MPI hätte auch seinen militärischen Charakter. Hier entschied sich der Kampf um den Lorbeer, der in diesem Falle Medaillen und Sachpreise bedeutete. Auf der 25-m-Bahn ging es hoch her, und auch am Becken-

---

## Dekathlon-Disziplinen

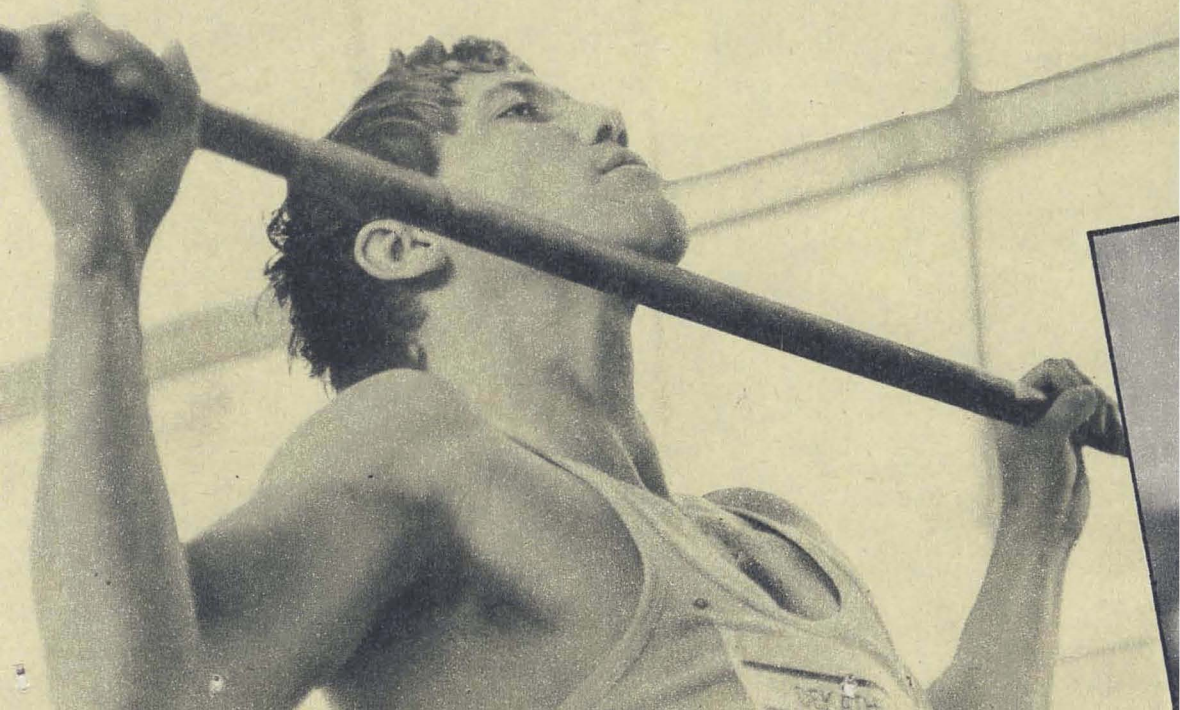
### Männer

Luftgewehrschießen (3 x 3 Schuß), Klimmziehen, Schlußdreisprung, Beugestütze am Barren (3 min), 5 000 m (bzw. 1 000 m), 100 m (bzw. 60 m), Kugelstoßen, Weitsprung, Handgranatenweitwurf, Kleiderschwimmen (100 m).

### Frauen

Luftgewehrschießen (3 x 3), Seilspringen (1 min), Schlußdreisprung, Medizinballstoßen, Schwebehänge an der Sprossenwand (2 min), 1 000 m, 100 m (60 m), Weitsprung, Handgranatenweitwurf, Schwimmen (100 m) Jeweils 5 Altersklassen (18–30, 31–35, 36–40, 41–45, 46–50, über 50). Dekathlon-Meister Leutnant Sieghard Jäschke (AK I) schaffte: 61 Ringe, 50 Klimmzüge, 9,10 m Schlußdreisprung, 121 Beugestütze, 20:47 min über 5 000 m, 12,5 s 100 m, 9,35 m Kugel, 5,45 m Weitsprung, 59 m Handgranatenwurf, 2:40 min Kleiderschwimmen (insgesamt 1 326 Punkte).

---

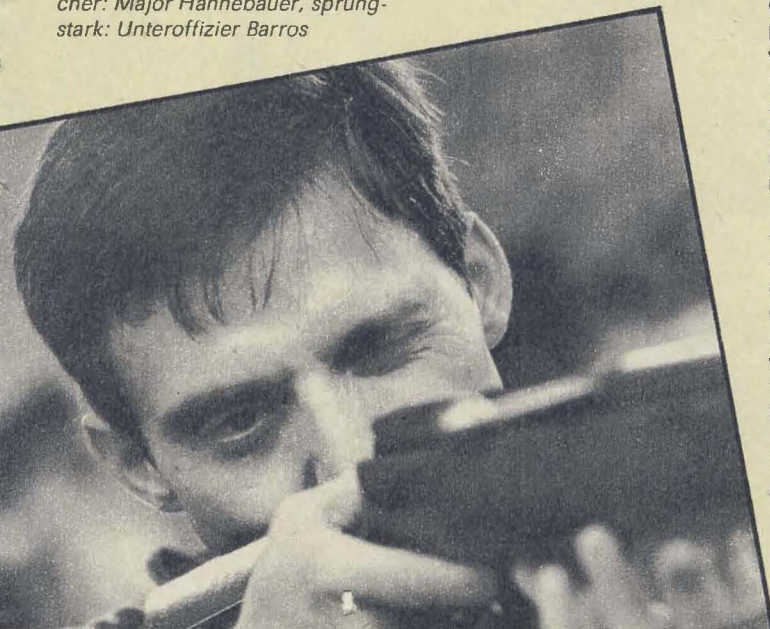




rand stieg die Stimmung enorm. Beifall für Unterleutnant Peter Labrenz, der in 1:45 min der Schnellste war. Ein Zugführer, der die 50 m Freistil „olympiaverdächtig“ herunterkrault und immer bemüht ist, den Freizeitsport für seine Truppe interessant und wirksam zu organisieren. Beifall auch für einen Medizinalrat: Oberstleutnant Martin Mosch, Arzt im gastgebenden Truppenteil, sicherte sich Platz zwei in seiner Altersklasse. Ein Arzt, der ein Rezept mit besonderer Liebe verschreibt: zweimal in der Woche – Sport! Und schließlich Sonderapplaus für Major Martin Dewald, der sich zum zweiten Mal den Titel „Vielseitigster Sportler“ der AK III eroberte. Da fiel einer mit seinen 2:40 min beim Kleiderschwimmen kaum auf: Leutnant Sieghard Jäschke beendete etwas unbeachtet seinen Zehnkampf. Doch systematisch hatte er sich am zweiten Wettkampftag ganz nach vorn gearbeitet, mit guten Leichtathletikergebnissen und 59 Handgranatenwurfmetern. „Das dürfte erst der Anfang sein“, versprach der Sieger. „Bei mehr Training ist auch mehr drin.“

Oberstleutnant Horst Wosnizok gab allen Dekathlon-Teilnehmern seinen Wunsch mit auf den Heimweg: Möge dieser Vielseitigkeitswettbewerb überall in der Cottbuser Sportorganisation so

*Kraftvoll: Leutnant Nerger, zielsicher: Major Hannebauer, sprunghaft: Unteroffizier Barros*



gut Fuß fassen wie in der Kompanie Dewald, mögen alle für ihn werben. „Denn ein Soldat braucht nicht nur Kraft oder Ausdauer, sondern beides und noch mehr an körperlicher Fitneß.“ Ein Mehrkämpfer komme diesen Anforderungen schon sehr nahe ...

Was auch schon Aristoteles im 4. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung beim olympischen Pentathlon bemerkte. Sein Urteil über diese Athleten formulierte er so: „Sie sind deshalb die Schönsten, weil sie dank ihrer Physis gleichermaßen zur Entfaltung von Kraft und Schnelligkeit befähigt sind.“

*Text: Klaus Weidt*

*Bild: Ernst-Ludwig Bach*



U  
K  
A

Autogramm-  
Anschrift:  
postlagernd,  
Berlin 1141

Bild:  
Günter Gueffroy





## Raddampfkriegsschiffe

Am 29. Oktober 1814 wurde die von dem Amerikaner Robert Fulton konstruierte schwimmende Batterie „Demologos“ nach nur 100 Tagen Bauzeit dem nassen Element übergeben. Sie gilt allgemein als das erste dampfgetriebene Kriegsschiff der Welt. Dabei handelte es sich zeitgenössischen Berichten zufolge um ein 2500 t großes, 47,5 m langes und 17,1 m breites Doppelrumpffahrzeug. Zwischen den Rumpfhälften rotierte, vor Rammstößen und Beschuß geschützt, ein 4,3 m breites und 4,9 m im Umfang messendes Schaufelrad, das von einer Dampfmaschine von nur 88 kW Leistung angetrieben wurde.

Als dieser erste Kriegsdampfer, noch mehr einem hölzernen Küstenfort als einem Schiff ähnelnd, auf Kiel gelegt wurde, war man in der Entwicklung von Dampfkesseln und -maschinen kaum über die Wattsche einzylindrige, doppeltwirkende Niederdruckdampfmaschine hinausgekommen. Obwohl die Kohlebunker bei den ersten Kriegsdampfschiffen rund ein Drittel des Schiffsraumes beanspruchten, war der Fahrbereich der Schiffe wegen der sehr unwirtschaftlich arbeitenden Maschine gering. Außerdem war sie selbst recht voluminös und schwer. In der Folgezeit bemühte man sich, diesen Mängeln unter anderem mit verbesserten Maschinenanlagen, neuen Kesselanlagen und vergrößerten Kohlebunkern abzu helfen. Letzteres war in gewisser Weise möglich geworden, weil mit der Erfindung der direktwirkenden und

der oszillierenden Dampfmaschine mit liegenden oder schräg angeordneten Zylindern das Volumen der Kraftmaschinen verringert werden konnte.

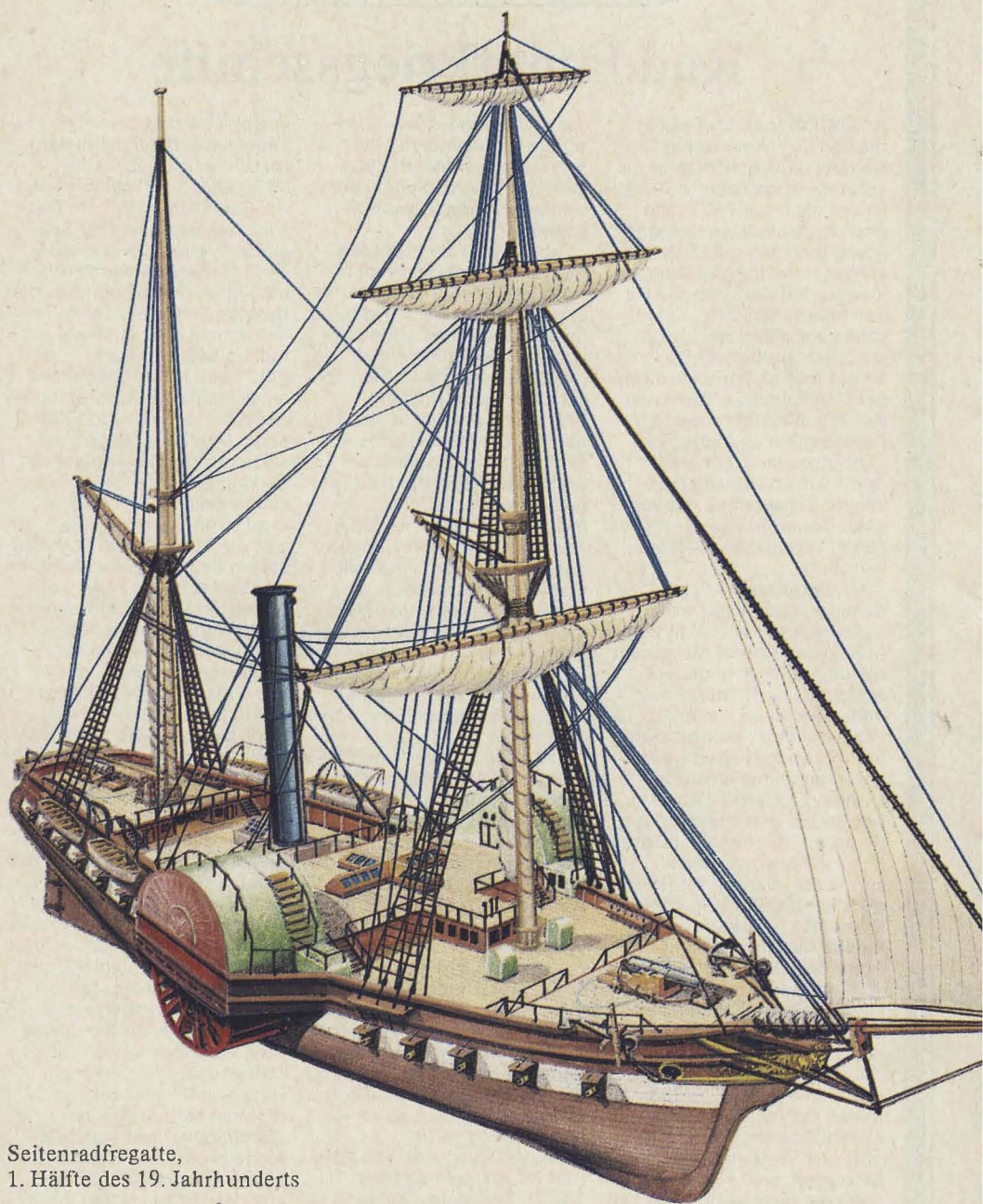
Gerade weil der Dampftrieb in der mehrtausendjährigen Geschichte der Seefahrt eine revolutionäre Umwälzung darstellte, mußten offensichtlich auch seine ihm anhaftenden Kinderkrankheiten konservative Zurückhaltung, Ablehnung und Widerstand nähren. Die Dampfkraft sollte ja nicht nur eine schnellere und besser berechenbare Fortbewegung der Schiffe bewirken, sondern auch die Rudermaschine zum Steuern des Schiffes, das Ankerspill und die verschiedenen Winden, die Lade- und Richtmechanismen der Geschütze ebenso bewegen wie Munitionsaufzüge, Speisewasser- und Lenzpumpen, Lichtmaschinen, Bootskräne und vieles andere mehr.

Selbst als die Post- und Handelsdampfer der damals führenden Reedereien im atlantischen Verkehr alltäglich geworden waren, zögerten die Marinebehörden weltweit noch immer, das neue Antriebsmittel Dampf für die Hauptkampfschiffe, die Linienschiffe, zu verwenden. Dafür gab es vor allem technische Gründe: Die Dampfmaschinen waren in ihrer Konstruktion noch nicht ausgereift, Kesselexplosionen keine Seltenheit, und der Wirkungsgrad der Maschinen war im Gegensatz zum Kohleverbrauch verhältnismäßig gering.

Um 1830 wog eine 147-kW-(200-PS-)Dampfmaschine 166,2 t. Rechnete man noch die Kessel und einen Kohle-

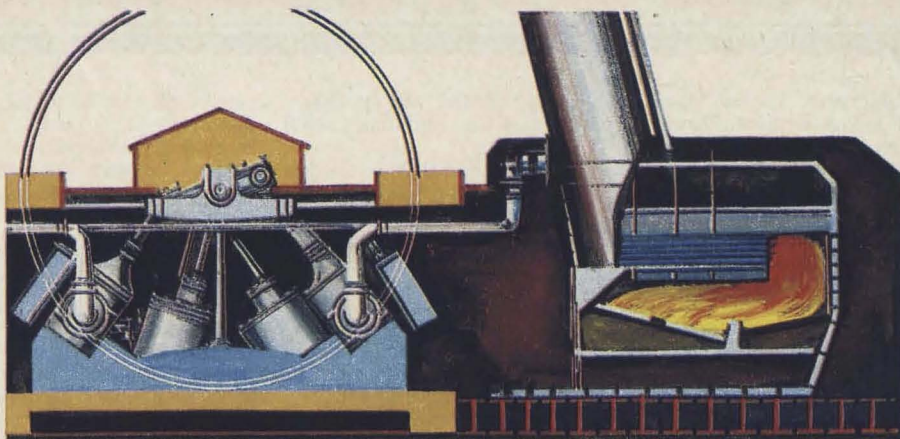
vorrat für wenigstens fünf Tage hinzu, dann nahm der Maschinenantrieb 40 bis 50 Prozent der Tragfähigkeit der Schiffe in Anspruch. Das aber war besonders für Seekriegsschiffe unzumutbar. Der Fahrbereich wurde durch die Kohlevorräte begrenzt, die riesigen Schaufelräder waren im Gefecht oder auch bei hohem Seegang stark gefährdet. Mit Raddampfern einen stabilen Kurs zu steuern bedurfte schon einigen Könnens. Doch was die Marine stäbe am meisten gegen den Raddampfantrieb bei Linienschiffen einnahm, und um diesen ging es ja vor allem, war die Aussicht, die Kanonenzahl in den Breitseitenbatterien wegen der 12 bis 14 Meter hohen Schaufelräder drastisch reduzieren zu müssen. Am wenigsten war deshalb von England zu erwarten, daß es seine mächtige Segelkriegsflotte, die dem Inselreich bislang seine Seemacht gesichert hatte, mit der Einführung des Raddampfantriebs freiwillig selbst entwertete. Außerdem wollten sich die in konservativen Traditionen befangenen Seeoffiziere – und nicht nur die englischen – weder an rauchgeschwärzte Segel und rußbestäubte Decks gewöhnen, noch Brände durch Funkenflug oder Explosionen befürchten müssen. Darum zeigten sich vor allem jene Kriegsmarinen für die Einführung von Neuerungen aufgeschlossener, die mit einem stärkeren Gegner auf See zu rechnen hatten. Fultons „Demologos“ war beispielsweise gebaut worden, um die britische Blockade der US-amerikanischen Häfen durch-



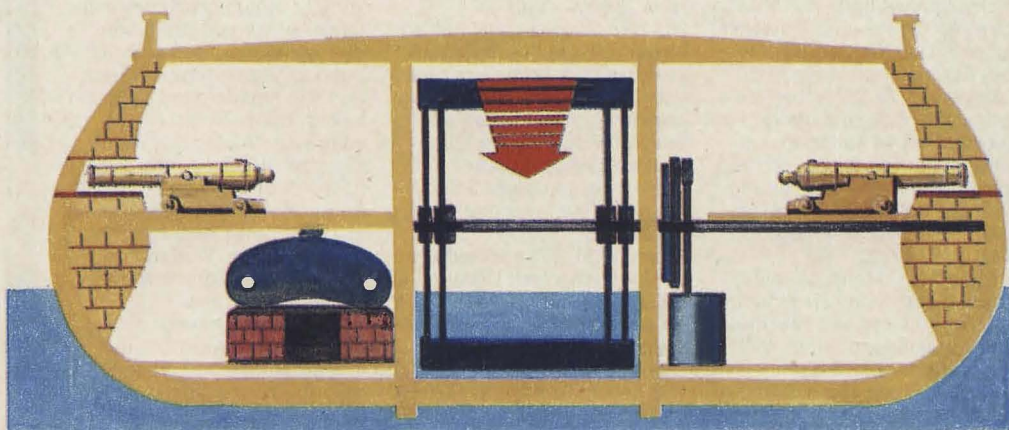


Seitenradfregatte,  
1. Hälfte des 19. Jahrhunderts





Raddampfmaschine, 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts



Querschnitt des ersten  
dampfgetriebenen Kriegsschiffes der Welt.  
Die „Demologos“ 1780

230-mm-  
Explosivgeschöß  
mit eingeschraubtem  
Zünder, 1832



Granatgeschütz, Anfang des 19. Jahrhunderts



brechen zu können. Auch in Frankreich und Rußland stießen die Fulton'schen Ideen, Dampfschiffe für militärische Zwecke in Fahrt zu bringen, auf offene Ohren.

Die französische Marine sah den 1828 erbauten Radavisio „Sphinx“ als ihr erstes Kriegsdampfschiff an. Es war mit 10 Kanonen bestückt und hatte eine dreimastige Schonertakelung mit 750 m<sup>2</sup> Segelfläche. Das in Rochefort erbaute Schiff verdrängte 780 t und war 46,2 m lang. Um bei Windstille eine Geschwindigkeit von 7 kn zu erzielen, mußten 800 bis 1 000 kg Kohlen verheizt werden. Schon 1820 hatte die russische Marine bei der Schwarzmeerflotte den Kriegsdampfer „Vesuvius“ in Dienst gestellt und fünf Jahre später bei der gleichen Flotte die „Meteor“. Die Baltische Flotte erhielt zur selben Zeit die „Proworny“ mit 14 Kanonen. Ein Jahr später folgte die „Ishora“, die mit 8 Kanonen hinter und vor den Radkästen bestückt war. Ihre Maschinenleistung betrug 73 kW.

Unter Beachtung des anlaufenden Baus von Kriegsdampfern in Rußland und Frankreich ist es gewiß kein Zufall, daß die britische Marine um 1828/29 gleich sechs 830 t große Raddampfer mit Besegelung in Auftrag gab, die aber später, als schon wieder bessere Schiffe vorhanden waren, nur noch als Schlepper und Transporter dienten.

Obwohl es schließlich in den britischen Seestreitkräften eine staatliche Anzahl solcher Schiffe von teils beachtlichen Qualitäten gab, konnten sich die Schaufelradkriegsschiffe insgesamt nicht recht durchsetzen. Dazu waren ihre Feuerkraft und ihre Seetüchtigkeit zu begrenzt und die Abhängigkeit von der nächsten Kohlenstation viel zu groß. Den Seglern eindeutig überlegen waren sie nur in der Geschwindigkeit und Manövrierfähigkeit bei Flaute sowie in ihrer Bewaffnung mit großkalibrigen Bom-

bengeschützen, die drehbar auf dem Vor- und Achterschiff standen.

Auch in den USA wurde die Pionierleistung Fultons nicht vergessen. 1837 lief im Auftrag der amerikanischen Marine der Kriegsdampfer „Fulton II“ vom Stapel. Das 1 200 t große Schiff konnte mit Radantrieb 10 kn erreichen und war mit vier 32-Pfünder-Glattrohrkanonen bestückt. Es stand bis 1862 in Dienst. Bereits 1842 gab es auf amerikanischen Werften Stapelläufe von für europäische Maßstäbe recht großen Kriegsraddampfern. „Mississippi“ und „Missouri“ hatten eine Wasserverdrängung von 3 220 t und waren mit zwei 254-mm- und acht 203-mm-Glattrohrgeschützen bewaffnet. Sie beunruhigten seinerzeit die britischen Marinenebehörden, die in ihnen eine potentielle Gefährdung der Seeverbindungen nach England sah. Im praktischen Einsatz erreichten diese Schiffe aber nur Geschwindigkeiten bis 8 kn.

Am 13. 11. 1851 lief auf der königlichen Werft Danzig die hölzerne Radkorvette „Danzig“ als erstes preußisch-deutsches, im Inland gebautes Dampfkriegsschiff vom Stapel. Das Schiff verdrängte 1 920 t und wurde von einer 588 kW leistenden Maschine angetrieben. Es war 75,66 m lang, 16,5 m breit, hatte einen Tiefgang von 4,27 m. Seine Bewaffnung bestand aus zehn 200-mm-Bombenkanonen (68pfünder).

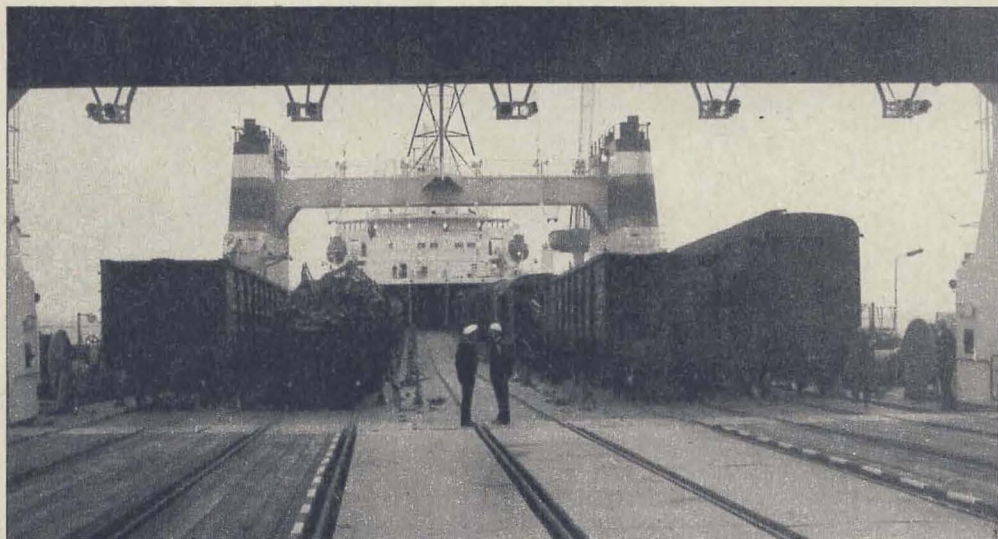
Als Mitte des 19. Jahrhunderts dann der Bau gepanzerter Kriegsschiffe mit Schrauben-, besser Propellerantrieb, einsetzte, ging die Raddampferzeit ihrem Ende entgegen. Avisos, Radkorvetten und -fregatten gab es damals als Schiffsklassen mit dieser Antriebsart. Avisos waren die kleinsten Kriegsraddampfer. Sie dienten vorrangig zu Kurier-, Stabs- und Aufklärungszwecken und waren meist die schnellsten Dampfer. Überwiegend waren

sie nur mit 2 bis 4 leichten Kanonen an Oberdeck bewaffnet. Radkorvetten trugen eine Bestückung von 6 bis 12 Kanonen, die ebenfalls an Deck standen und von denen einige schwenkbar waren. Für sie standen Aufklärungs- und Sicherungsaufgaben im Vordergrund. Bei Radfregatten umfaßte die Bewaffnung meist 14 bis 20 Geschütze, überwiegend mittleren Kalibers. Teilweise verfügten sie auch über einige großkalibrige Bombengeschütze auf Vor- und Achterschiff, wodurch diese Schiffe eine beträchtliche Kampfkraft hatten. Unter den Radfregatten überwog die Breitseitenbestückung in einem geschlossenen Batteriedeck vor und hinter den Radkästen. Im Vergleich mit den Segelkriegsschiffen und den nachfolgenden getakelten Schraubenschiffen waren die Masten der Raddampfer niedriger, ihre Segelfläche deutlich kleiner. Ein größerer Segeldruck würde sie zu stark gekrängt, also zur Seite geneigt haben, wodurch ihre Steuerbarkeit noch erschwert worden wäre.

Im Zusammenhang betrachtet, war die Zeit der Kriegsdampfer mit Schaufelradantrieb eine Übergangsphase von den Segelschiffen zu den eigentlichen Dampfkriegsschiffen. Denn allgemein wurde der Raddampfer noch nicht als vollwertiges Kriegsschiff angesehen, wohl aber hatte man seinen Wert als Hilfs- oder Spezialschiff erkannt. Er übernahm Aufgaben wie das Schleppen von Segellinienschiffen in die günstigste Feuerposition oder wurde als Truppentransporter genutzt. Zweifellos ließ die Verwendung dieser Dampfer bereits erkennen, daß sich die Flottentaktik mehr und mehr aus der Starre lösen und auf beweglichere Schiffe orientieren mußte.

*Text: Ulrich Israel  
Illustration: Heinz Röde*





# Deutsche Reichsbahn Fährkomplex Mukran stellt ein:

- Facharbeiter für Umschlagtechnik
- Umschlagarbeiter (ungelernt)
- Meister für Umschlagtechnik
- Triebfahrzeugführer
- Wagenmeister
- Schienenfahrzeugschlosser
- Expedienten
- Hoch- und Fachschulkader für Technologie des Eisenbahntransports
- Programmierer, Technologen und Wartungsingenieure für Großrechenanlagen

## Wir bieten:

- Entlohnung nach dem Rahmenkollektivvertrag der Deutschen Reichsbahn
- Jahresendprämie
- Freifahrten bei der Deutschen Reichsbahn auch für Angehörige, darunter Fahrten ins Ausland
- Freifahrten zur Naherholung für die Familie im Umkreis von 50 km
- Unterbringung in modernen Wohnheimen
- Gute soziale Betreuung
- Ansiedlungsmöglichkeiten
- Qualifizierungsmöglichkeiten an unseren betrieblichen Bildungseinrichtungen

Bewerbungen und ausführlicher Lebenslauf sind zu richten an:

Deutsche Reichsbahn  
Fährkomplex Mukran  
Abteilung Kader und Bildung  
PSF

Mukran

2355

Telefon:

Post Saßnitz 43103 oder 3305

Basa: 96/76 3103 oder 3305









Durchbrechen einer Sperre

*Bild: Ernst Gebauer/Manfred Uhlenhut*





# Schenk doch Vergnügen!

Und da sind ja Eurer Phantasie überhaupt keine Grenzen gezogen. Tausendunddreierlei gibt's, das ungeheures Vergnügen machen kann; da braucht Ihr meine Ratschläge nicht. Nur soviel: Das Lesen steht mit ganz oben in der Hitliste der Vergnügen. Warum also sollte man den Lieben groß und klein nicht was Schönes zum Lesen schenken und damit Vergnügen und obendrein Gewinn an Erkenntnis, Verständnis, Weltsicht? Mir scheint das haltbarer als 'ne Flasche Braunen oder das zwanzigste Plüschtier. Wer also zu Gedrucktem greifen mag, für den habe ich Empfehlungen und beginne gleich mit einem Welthit der Literatur.

Geschrieben hat ihn der kolumbianische Nobelpreisträger Gabriel García Márquez; sein Roman heißt „Die Liebe in den Zeiten der Cholera“. Das Erscheinen des Werkes am 20. Dezember 1985 wurde von den Verlegern als festliches Ereignis von internationaler Bedeutung begangen – an diesem Tag kamen eine Million zweihunderttausend Exemplare auf den Markt, eine sensationelle Auflage. Eines nun halte ich in der Hand, zweimal gelesen mit wachsendem Genuß, zu danken auch der ausgezeichneten Übersetzung von Dagmar Plöetz. Wovon wird uns auf 480 Seiten erzählt? Es ist eine Liebesgeschichte,

unglücklich und hoffnungslos scheinend, der jedoch ein glücklicher Ausgang beschieden wird, als der Liebende 76 und seine lebenslang Geliebte 72 Jahre alt sind. Diese ist Fermina Daza, reiche Tochter aus erstem Hause. Florentino Ariza, Sohn einer armen Frau, begegnete ihr, als sie noch ins Gymnasium ging, und verliebte sich unsterblich in das schöne Mädchen. Was ihr später vollkommen unerklärlich dünken wird – Fermina erwidert die rasende Liebe Florentinos, die er ihr nur in hundert Briefen gestehen kann. Rigoros beendet Ferminas Vater die unpassende Beziehung und verheiratet seine Tochter einem Mann, der der eleganteste, teuerste und angesehenste Arzt weit und breit werden sollte: Dr. Juvenal Urbino. Fünfzig Jahre lang lebt Fermina fürstlich an seiner Seite, bis ihr Mann, nun 81 Jahre alt, bei dem Versuch, einen Papagei zu fangen, von einem Mango- baum stürzt und mit zerschmetterter Wirbelsäule stirbt. Drei Tage ist die Stadt halbmaß beflaggt, man betrauert einen Mann von höchstem Ansehen.

Außer Florentino! Diesen Augenblick hatte er, der Verschnähte, sich ein halbes Jahrhundert lang bis ins kleinste Detail ausgemalt. Dafür hatte er sich emporgearbeitet vom scheinbar unsichtbaren Angestellten des Telegraphenamtes auf einen obersten Posten der Karibischen Flußschiffahrtsgesellschaft; dafür hatte er Vermögen und gesellschaftliche Beachtung erlangt, um der gealterten Geliebten in ihrer ersten Witwennacht erneut ewige Liebe und Treue zu schwören. Nun hatte Florentino sein Mannesleben nicht etwa in klösterlicher Enthaltsamkeit verbracht: Seine Tagebuchaufzeichnungen verweisen auf stattliche 622 dauerhaftere Liebschaften, die sexuellen Eintagsfliegen gar nicht mitgerechnet; von den einen wie den anderen

wird ausführlich erzählt. Florentinos beachtliches Liebesleben hatte nichts mit Fermina zu tun – sie blieb seine Göttin. Die Liebe triumphiert über Alter und lauernden Tod, die Kräfte des Lebens siegen, die Liebe ist im Recht.

Dies ist ein grandioses Buch. Márquez ist ein Zauberer. Er verzaubert uns Leser, nimmt uns ganz hinein in dieses fremde Leben, in die Gerüche, Farben, Klänge, in die Raserei der Gefühle, in die Exotik Kolumbiens zu Beginn dieses Jahrhunderts. Márquez erzählt mit fühlbarer Lust am Detail. Er fügt die unübersehbar vielen Episoden und Geschehnisse auf so folgerichtige, naturgegebene Weise zueinander, daß man das Buch in einem Stück liest, denn es läßt einen nicht los. Es gibt wohl nichts in der Beziehung der Geschlechter, im Leben überhaupt, das Már-





quez nicht verstünde. Sein Buch ist das Werk eines Mannes, der weise, gütig, großzügig aufs Leben schaut, mit Spottlust auch – ein literarisches Fest. Bemerkenswert schnell erschien es im Aufbau Verlag. Wer es nicht erwischte, sollte es ausleihen. Nicht der Besitz des Buches schafft den Genuß, sondern es zu lesen, und diese Möglichkeit ist doch auch ein Geschenk.

Ein Musik-Buch ganz eigener Art beschert uns der Militärverlag der DDR. Schon als man noch mit Pfeil und Bogen kämpfte, als Speere flogen und später im dicksten Rauch und Pulverqualm, immer erschollen Signale und Melodien, erzeugt von Soldaten, die wir heute Militärmusiker nennen. Es wurde auf Muscheln und Tierhörnern geblasen, bei den Römern dann auf der Tuba und dem Bronzehorn, die germanischen Stämme schlugen ihre Feinde mit den schauerlichen Tönen aus der zwei Meter langen Bronze-Lure aus dem Feld. Aus dem Orient brachten die Kreuzritter die Pauke mit; der Heerpauker unterstützte nun den Feldtrompeter. Solche Soldaten waren wohlhabende Herren von Rang mit allerhöchsten

Privilegien – sie durften Straußenfedern am Hute tragen! Unsere Militärmusiker sind studierte Leute und ganz normale Armeeangehörige ohne Sonderrechte. Außer einem – zuweilen dürfen sie für ihren Dienst Beifall erwarten, denn sie spielen ja nicht nur zu Paraden, Zapfenstreichen, Vereidigungen und anderen militärischen Zeremoniellen, sondern geben auch schöne Konzerte. Den Männern, die das können, widmeten Reinhold Müller und Manfred Lachmann ihr Buch „Spielmann-Trompeter-Hoboist – Aus der Geschichte der deutschen Militärmusik“ (19,50 M). Der Band ist mit farbenprächtigen Abbildungen geschmückt und bietet viel Interessantes über Instrumente, Bekleidung, Zusammensetzung und Repertoire der Militärmusikformationen vom 16. Jahrhundert bis in unsere Tage.

Liebesgedichte – wäre das nicht ein sehr persönliches Geschenk? Ein Bändchen aus dem Aufbau Verlag will ich Euch empfehlen. Ausgewählt wurden Arbeiten, die der Dichter Uwe Berger innerhalb von 35 Jahren schrieb. Die Gedichte sprechen von Zweisamkeit, Sehnsucht,

Vertrauen, von Angst, Zweifel und Enttäuschung, von der Lust an körperlichem und geistigem Nahe-sein und vom Nachsinnen über Größe und Kraft der Liebe. Dem Buch wurden elf Graphiken des Rostocker Künstlers Prof. Joachim Jastram beigegeben. Es heißt „Traum des Orpheus“ und kostet 9,20 M.

In Goethes „Faust“ gibt es eine Schülerszene, und in dieser fällt der Satz: „Denn was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen.“ Wenn nun aber ein Buch – ganz aus der Art geschlagen – in Grün und Rot gedruckt ist, und wenn es „Die unendliche Geschichte“ verspricht, und wenn man diesen Bestseller des BRD-Autors Michael Ende am Ende gar erwischte, sollte man dies nicht auch hochbeglückt nach Hause tragen? Und man sollte sie vor dem Verschenken erst mal selbst lesen, diese zauberhafte Geschichte, die einer schrieb, der die Kinder liebt und versteht und der über eine schier unerschöpfliche Phantasie verfügt. Der Held des Buches, der dicke, schon mal sitzengebliebene, von allen gehänselte Junge Bastian Balthasar Bux, gerät mit Haut und Haaren hinein in diese wundersame Geschichte mit ihren phantastischen Abenteuer. Und als er sie nach dem letzten Punkt zuklappt, hat er sich verändert. Zum Guten, nur zum Guten. Und das wünsche ich den kleinen Lesern

auch, die das herrliche Buch aus dem Verlag Neues Leben Berlin vielleicht unterm Weihnachtsbaum finden.

Mancher von Euch Großen sammelt Kochbücher oder zumindest Kochrezepte. Ich habe hier ein Kochbuch, das nicht die Zubereitung von Kohlrouladen, Linsensuppe oder Apfelstrudel erleichtern will, sondern Rezepte bereithält als Antwort auf die bange Frage: Wie schreibe ich einen Krimi? Hans Pfeiffer hat „Kochrezepte für Kriminalgerichte“ gesammelt, das Ganze ist ein kunterbunt bebildeter Spaß, veranstaltet vom Verlag Das Neue Berlin zum Preis von 10,80 M.

Nun denn – „O du fröhliche“, oder, wem's besser paßt, „Ihr Kinderlein kommet“, allenfalls aber „O Tannenbaum“, das sollten wir allesamt singen, uns gesunde, friedliche Festtage wünschen und die prächtigste Silvesternacht, die 1988 je gesehen hat. Alles Gute bis nächstes Jahr.

*Tschüß!*

*Eure  
Bibliothek –  
Karin*

*Text: Karin Matthées*





# Dac Tong

Zwölf junge Männer marschieren los. Das Kommando hat der einundzwanzigjährige Tu Cuong, und jetzt, im April des Jahres 1952, hat er schon sieben Jahre Erfahrung im Widerstand gegen die französischen Kolonialisten. Aus der mittelvietnamesischen Provinz Khanh Hoa sind es zweihundert Kilometer bis in die Provinz Quang Ngai, in das befreite Gebiet der

Militärzone V in Südvietnam. Ihr Befehl: Besuch eines militärischen Lehrgangs.

Für Ihren Marsch können sie nicht das ausgebaute Wegesystem der Ebene benutzen, denn das wird von den Franzosen und ihren vietnamesischen Kollaborateuren überwacht. Also müssen sie durch unwegsamen Dschungel und über

unbekannte Berge. Proviant oder Geld haben sie nicht, allein den unbedingten Willen, den Kampf gegen die Unterdrücker des vietnamesischen Volkes siegreich zu bestehen. Unterwegs ernähren sie sich von Wurzeln und wildem Gemüse. Eine Woche machen sie Halt in einer Bergsiedlung, erholen sich von den Strapazen des Marsches. Auf dem Markt verkaufen sie im Wald gesammelten Chili, um vom Erlös Reis zu erwerben.

Trotz aller Schwierigkeiten – befehlsgemäß melden sie sich zum Lehrgang, dessen Ziel sie nicht einmal kennen. In fünfzehn Tagen erfahren sie, wie man mit

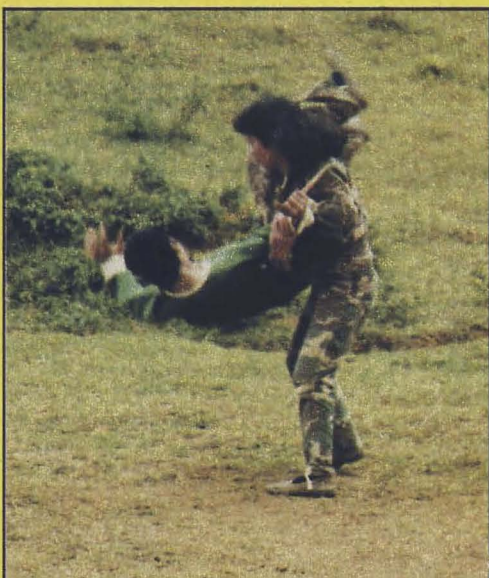




Sprengmitteln und Minen umgeht, lernen die Taktik des Partisanenkampfes, werden Spezialisten für den Kampf gegen die Bastionen der französischen Kolonialtruppen. Dac biet tien cong – spezieller Angriff – heißt diese Kampfform, die an vielen Orten des Landes geübt wird.

Im September 1952 bestehen die Genossen um Tu Coung ihre praktische Lektion. Unbemerkt klären sie einen befestigten Außenposten des französischen Stützpunkts in der Hafenstadt Da Nang auf und vernichten ihn. Die Überlebenden der fünfzig Mann starken Besatzung ergeben sich. Für die Franzosen beginnt der Begriff Dac-Cong-Kämpfer unheimlich zu werden, denn viele andere Aktionen folgen ...

Nach der Truppenentflechtung entsprechend dem Genfer Indo-



**Tarnung – Angriff – Kampf.** In dreißig Jahren Befreiungskrieg gewannen die Soldaten Kampferfahrungen, die für künftige Dac-Cong-Offiziere zum Gesetz der Ausbildung wurden. – Eroberung eines Stützpunkts der Saigoner Truppen im Jahr des Sieges 1975.



china-Abkommen, gingen 1954 auch die Dac Cong als reguläre Soldaten in den Norden. Tu Cuong mußte sich von seiner Familie verabschieden und wurde nördlich des 17. Breitengrades stationiert. Im Süden aber verstärkte sich nach der Machtübernahme durch das nunmehr USA-hörige Ngo-Dinh-Dien-Regime der Volkswiderstand. Am 20. Dezember 1960 wurde die Nationale Befreiungsfront Südvietnams (FNL) gegründet und nahm den bewaffneten Kampf auf. Viele Südvietnamesen, die 1954 in den Norden gegangen waren, kehrten zurück, um für die Befreiung ihrer Heimat zu kämpfen.

In dieser Zeit wurden die ersten beiden Dac-Cong-Bataillone mit den taktischen Nummern 5 und 323 gebildet. Man erfuhr von ihnen, als zum Beispiel vom erfolgreichen Angriff auf die CIA-Zentrale in Saigon berichtet wurde. 1961/62 stärkten 1 122 neue Kämpfer die Reihen der Dac-Cong-Einheiten. 1965/66 waren es bereits 3 200 und allein 1967 über viertausend. Anfang 1967 waren die Dac Cong in der Lage, Operationen immer größeren Ausmaßes durchzuführen. Bei einem Angriff auf den Saigoner Flugplatz Tan Son Nhat konnten 260 Flugzeuge zerstört werden. Es folgte ein Angriff auf den Flughafen Bien Hoa, wobei die US-Aggressoren 184 Flugzeuge und Hubschrauber verloren.

Im März 1967 wurde als erster Dac-Cong-Truppenteil das Regiment 426 gebildet und wenig später waren alle Dac-Cong-Truppen unter einem einheitlichen Kommando vereint. Tu Cuong wurde ihr Kommandeur. Er kehrte am 2. September 1967 in seine Heimat südlich des 17. Breitengrades zurück, um den Kampf an Ort und Stelle zu leiten. Wie zuvor die französischen Kolonialisten, lehrte das „Tien-len“ – das „Vorwärts“ der Dac-Cong-Kämpfer auch die US-Aggressoren das Fürchten. Aus vielen Gefechten mit den Green Berets, den glorifizierten amerikanischen Spezialtruppen, gingen sie als Sieger hervor. Wie erfolgreich sie

kämpften, dafür nur ein Beispiel: Während der Offensive zur Befreiung von Saigon besetzten sie im voraus alle Brücken, so daß keine, obwohl zur Sprengung vorbereitet, von den Marionetten-truppen zerstört werden konnte.

Mehr als zwei Jahrzehnte später war ich nun auf dem Weg zur Offiziershochschule der Dac-Cong-Truppen, sollte den legendären Generalmajor Tu Cuong persönlich kennenlernen. Rund vierzig Kilometer nördlich von Hanoi bog unser Wolga von der ausgebauten Fernstraße auf eine Nebenstraße aus festgewalzter roter Erde ab. Nach wenigen Kilometern standen plötzlich am Pistenrand in größeren Abständen Posten in der für die Dac-Cong-Truppen typischen gefleckten Uniform, die freundlich winkten. Rechts und links Bauernhäuser, spielende Kinder, umherlaufendes Vieh. Dann, inmitten der von sanften Hügeln unterbrochenen Ebene, ein einfacher Maschendrahtzaun. Die Unterkünfte und Lehrräume der Schule befinden sich am Rande des Dorfes und sind nicht extra eingezäunt. Dieser Zaun hier grenzt aus Sicherheitsgründen das Ausbildungsgelände ab, da dort auch gesprengt wird. Der Begriff Volksarmee bedeutet hier in Vietnam auch, daß die Soldaten mit der Bevölkerung gemeinsam leben. Nachdem wir einen Schlagbaum aus einer rot-weiß bemalten Bambusstange passiert hatten, eine herzliche Begrüßung: riesige Blumensträuße aus den Händen von Ausbilderinnen der Schule, die Meisterinnen der Selbstverteidigung sind. Sollte man sich lieber, so dachte ich mir, vor diesen sanften, im Karatesport aber geübten Händen in acht nehmen? Schmunzeln, und auf die Anfrage eine eindeutige Antwort: Den Feind erwartet die Härte der Handkante. Freunden aber, zu denen Gäste aus der DDR unbedingt zählen, gehöre die ganze Herzlichkeit des vietnamesischen Volkes.

Im Gespräch informierte Generalmajor Tu Cuong, daß die im ganzen Land stationierten Dac-Cong-Truppen heute den Auftrag



*Training für Spezialeinsätze: das schon historische Bild eines Kommando-einsatzes gegen einen Flughafen der Marionettenarmee 1975 und der Übungsangriff auf einen sieben Meter hohen Wellblechturm.*





haben, den friedlichen Aufbau vor jedem äußeren Anschlag zu schützen.

An der Schule wird der Kommandeursnachwuchs herangebildet. Mindestens ein Jahr müssen die Offizierschüler gedient haben, ehe sie hier in drei Jahren zum Offizier reifen. Neben absoluter körperlicher Fitneß und Gesundheit ist bei Schülern vietnamesischer Nationalität das Abitur Bedingung. Angehörige nationaler Minderheiten und Armeeangehörige, die schon im Kampf gestanden haben, dürfen auch ohne Abitur studieren. Knapp die Hälfte der Ausbildungs-

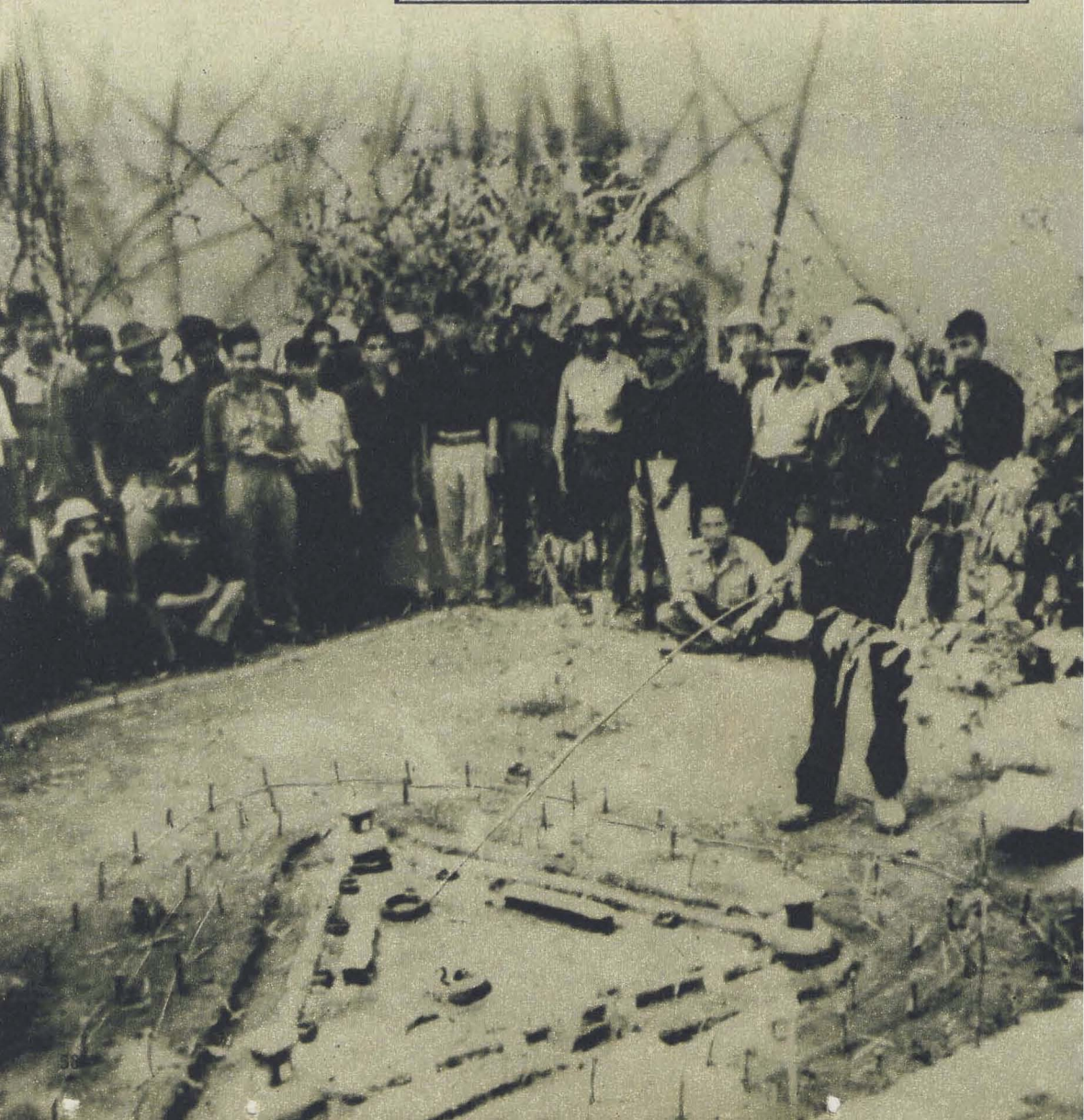
zeit ist für die politische, der Rest für die militärfachliche Ausbildung vorgesehen. Entsprechend der Gleichberechtigung arbeiten an der Schule auch Ausbilderinnen, vorwiegend in den medizinischen Fächern.

In der militärfachlichen Ausbildung müsse man die Schüler befähigen, als Einzelkämpfer mit einfachen Mitteln auf wissenschaftlicher Grundlage gegen moderne Waffen zu kämpfen, betonte der Chef der Dac-Cong-Truppen. So könne zum Entschärfen einer



Handgranate oder einer Infanteriemine ein Bambusspan benutzt werden. Er muß aber eine bestimmte Flexibilität besitzen. Ist er zu trocken, bricht er. Zu junges Holz ist zu weich.

Ein anderes Beispiel ist der berühmte Bambusschnorchel. Mit seiner Hilfe können sich die Kämpfer stundenlang unentdeckt unter Wasser aufhalten, um sich dann im geeigneten Moment dem gegnerischen Objekt zu nähern. Im Ausbildungsgelände fiel mir dann ein etwa zwei mal zwei Meter großes Wasserbassin auf;





**Zu den wichtigsten Erfahrungen des Kampfes gegen die Franzosen, die US-Truppen und ihre süd-vietnamesischen Marionetten gehört die gründliche taktische Vorbereitung eines Einsatzes ebenso wie die physische Härte jedes einzelnen Kämpfers.**



ich umrundete es aus einer Ahnung heraus mehrmals, konnte aber nichts besonderes entdecken. Später dann bewegten sich auf einen Befehl hin die Seerosenblätter und zwei Dac-Cong-Kämpfer tauchten auf. Lächelnd wies Genosse Tu Cuong auf eine Neuerung hin: Die Schnorchel sind jetzt aus Plaste, haben aber die gleiche Farbe wie die aus Bambus.

Dann zeigten Offiziersschüler Bewegungsarten auf dem Gefechtsfeld und das gedeckte Überwinden von Pioniersperren. Nur mit MPI und Messer bewaffnet, glitten sie geräuschlos – dabei natürlich barfuß – durch Stacheldraht-Hindernisse, entschärften mit Spanndraht verlegte Infanterieminen. Gedeckt näherten sie sich verschiedenen Sprengobjekten, wie Flüssigkeitanks, Artilleriestellungen, Panzern sowie Flugzeugen in Hangars, brachten vorbereitete Spezialladungen an und zerstörten die „gegnerische“ Ausrüstung. Eine perfekt inszenierte Vorführung, die ahnen ließ, welche Fähigkeiten diese Kämpfer besitzen. Unter der speziellen Pioniermunition war auch eine Haftladung mit Zeit- und Entlastungszünder, die, einmal am Sprengobjekt angebracht, nicht mehr entfernt werden kann. Dieses Prinzip wurde im Kampf gegen die US-Aggressoren entwickelt.

Dann Nahkampfvorführungen. Eine der Kämpferinnen setzte einen Angreifer außer Gefecht, bezwang sie mit Handkantenschlägen, obwohl jene mit Knüppel, Messer, Axt und Buschmesser bewaffnet waren. Ein Ausbilder zeigte, wie man mit Handkantenschlag je fünf Dachziegel und vier Ziegelsteine zerschlägt. Danach legte er sich mit nacktem Rücken auf ein Brett, das mit Stahlnägeln, rund fünfzehn Zentimeter lang, bestückt war. Ihm wurde ein gut zwanzig Kilo schwerer Steinbrocken auf den Bauch gelegt, den man anschließend durch einen Schlag mit dem Vorschlaghammer zertörmerte. Der Genosse überstand auch diese Prüfung unverletzt.

Schließlich erlebte unsere Delegation die Erstürmung eines Stützpunktes. Es war ein sieben Meter hohes, von außen mit Wellblech verkleidetes Gebäude mit starker Besatzung, das mitten in einer leicht zu überwachenden Grasebene stand. Vollkommen überraschend stürmten plötzlich von allen vier Seiten Dreiergruppen auf das Gebäude mit den absolut glatten Außenwänden zu. Jede Gruppe trug eine etwa sieben Meter lange Bambusstange. Behende sprang der erste Kämpfer an die senkrechte Wand des Stützpunktes und begann, wiederum barfuß, daran emporzulaufen, die Hände an der Stange, die von den beiden anderen festgehalten wurde. Sekunden nur, dann waren die ersten oben, warfen Handgranaten, während die übrigen hinterherkletterten.

Oberst Tinh, Kommandeur der Schule, erklärte uns, daß derartige Angriffe – meist vollkommen überraschend im Schutz der Dunkelheit – im Kampf gegen die US-Aggressoren fast immer ohne Gegenwehr beendet wurden.

Zum Schluß aller Vorführungen, etwa nach zwei Stunden, erlebten wir die Perfektion der Tarnungen. Auf Befehl von Generalmajor Tu Cuong bewegten sich plötzlich auf dem mit Gras bewachsenen ebenen Gelände, das wir die ganze Zeit beobachtet hatten, einzelne Grasbüschel, das nächste etwa vier Meter von mir entfernt. Es erhoben sich etwa 60 bewaffnete Kämpfer, die stundenlang dort gelegen hatten. Durch ihr absolut bewegungsloses Verhalten und einen dem Gelände angepaßten Kampfanzug waren sie uns völlig unsichtbar geblieben. Mir fielen beim Schreiben die Worte des Stellvertreters des Chefs und Leiters der Politischen Verwaltung der Dac-Cong-Truppen ein. Oberst Mai Nang hatte gesagt: „Einen Dac-Cong-Kämpfer zeichnen Körperbeherrschung und Disziplin aus!“

*Text: Oberleutnant d. R.  
Axel Friedrich*

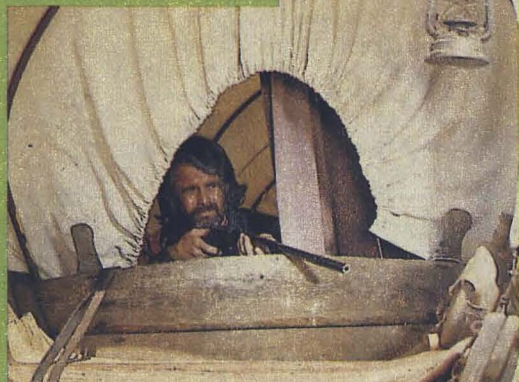
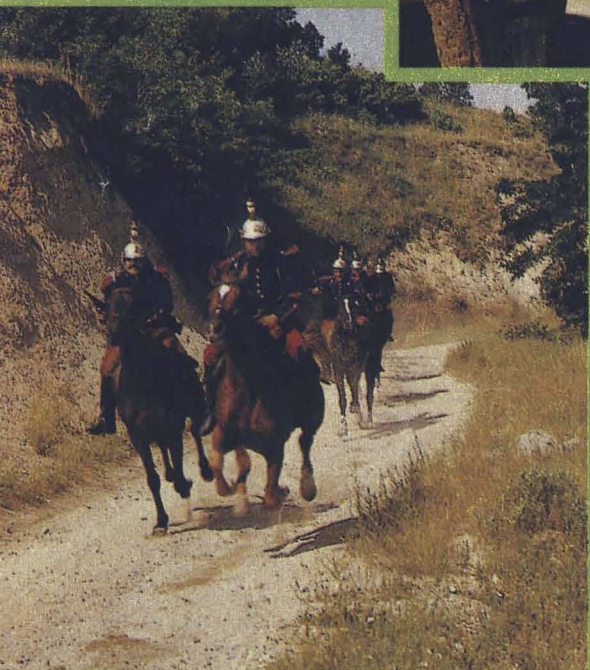
*Bild: Autor, ADN-ZB (1), Archiv (2)*



**Häuptling Bärenauge  
(Gojko Mitić) vertei-  
digt die Siedler gegen  
die Cortejo-Banditen**

**Die französischen Ein-  
dringlinge verfolgen  
den Schwarzen  
Gerard.**

**Sollen die Banditen  
ruhig näherkommen –  
der Schwarze Gerard  
wartet schon ...**





**D**er Schwarze Gerard ist wieder da! Ganz plötzlich und unbemerkt taucht er auf. Und immer ist er zur Stelle, wo Menschen in Bedrängnis geraten. Er kommt, hilft, und schon ist er wieder verschwunden. Die Geschichten, die man über ihn erzählt, kennt jeder in der Prärie. Doch kaum einer hat ihn je richtig gesehen ...

Da gibt es irgendwo zwischen El Paso und Chihuahua einen sicheren Weg durch die Wüste, zuverlässig markiert mit Orientierungsstangen. Banditen rissen sie heraus und rammten sie weitab wieder in den Wüstenboden. Wer diesem vermeintlichen

Weg folgt, dem droht sicheres Verderben. Auch die Siedlerfamilie in ihrem Planwagen bemerkt diesen tödlichen Irrtum zu spät. Schon sirren die Kugeln der Verbrecher durch die von Hitze flimmernde Luft – da kommt die Rettung: der Schwarze Gerard. Und mit ihm Bärenauge, der Häuptling der Miztekas.

Als der Indianer Benito Juarez im Jahre 1861 Präsident von Mexiko wurde, hatte er den Kampf nach mehreren Seiten zu führen – gegen solche plündernden und mordenden Banditenhorden, gegen kirch-

liche Macht und kreolische Großgrundbesitzer und vor allem gegen die französischen Interventions-truppen. Aber Benito Juarez hatte auch starke Verbündete: das einfache Volk und die Miztekas. Gemeinsam kämpften sie gegen die Feinde, für Freiheit und Gerechtigkeit. Und immer allen voran: der Schwarze Gerard.

Nicht nur die Karl-May-Freunde dürfen sich auf zwei spannende Fernsehabe-nden freuen, sondern mit ihnen auch alle, die gern historische Aben-

teuerfilme sehen. Freie nach May's Geschichten „Benito Juarez“ und „Trapper Geierschnabel“ entstand der zweiteilige Fernsehfilm „Präriejäger in Mexiko“; Buch und Regie lagen in den Händen von Hans Knötzsch.

Das Filmteam fand Drehorte, die wunderbare Bildhintergründe bieten. So verwandelte sich die usbekische Wüste Karakum in die mexikanische Prärielandschaft; der reizende Amu-Darja in Turkmenien steht dem Rio Grande del Norte an Wildheit und Schönheit nicht nach, und im bulgarischen Piringebirge fanden



# PRÄRIEJÄGER IN MEXIKO

*Ein neuer  
zweiteiliger  
Fernsehfilm –  
frei nach Motiven  
von Karl May*



sich Bergsee und Bäche, denen in der Sierra Madre ganz ähnlich.

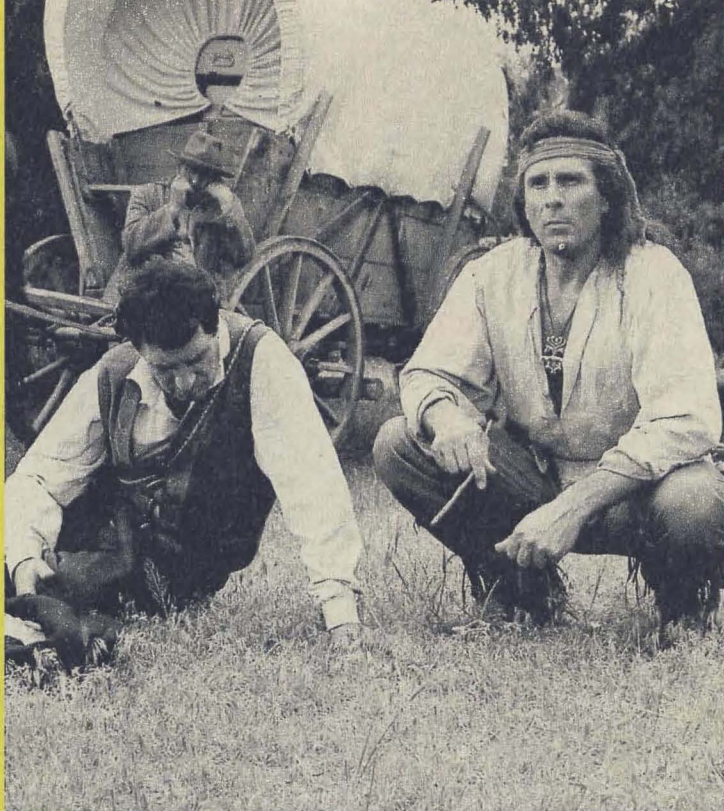
Vor der Kamera, geführt von Horst Hardt, agieren international bekannte Schauspieler. Der Bulgare Koljo Dontschew spielt den Schwarzen Gerard, sein Landsmann Djoko Rossitsch den Trapper Geierschnabel, Gojko Mitic schlüpfte in die Haut von Häuptling Bärenauge, und Regisseur Hans Knötzsch erleben wir als den wohlhabenden Herbergsvater Pirnero, der natürlich aus dem schönen Pirna stammt ...



*Text und Bild:  
Siegfried Skoluda*





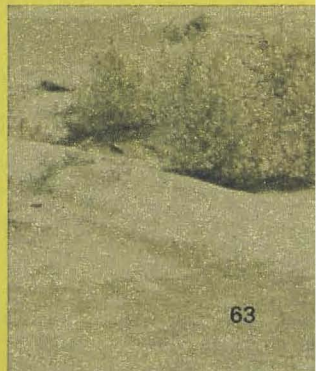


**Auf dem Rastplatz der  
Miztekas**

**An der Seite von  
Hauptling Bärenauge:  
Benito Juarez, gespielt  
von Helmut Schell-  
hardt**

**Knapp ist er dem  
Galgen entkommen,  
der französische  
Colonel (Giso Weiß-  
bach).**

**Brutal werden auch  
Frauen überfallen –  
Bandit Porter (Joachim  
Siebenschuh) will  
Geld.**





**V**on Präzisionswaffen ist in der NATO seit etlichen Jahren die Rede, ganz besonders aber nach dem Mittelstreckenraketenabkommen zwischen der UdSSR und den USA. In seiner Eigenschaft als Vorsitzender des NATO-Militärausschusses betonte Bundeswehrgeneral Altenburg „die Notwendigkeit konventioneller Stärke nach dem INF-Vertrag“, nannte sie sogar „wichtiger denn je“. Mehr oder weniger offen erklärte Ziel der NATO-Politiker und Rüstungsmonopole: auf konventionellem Gebiet

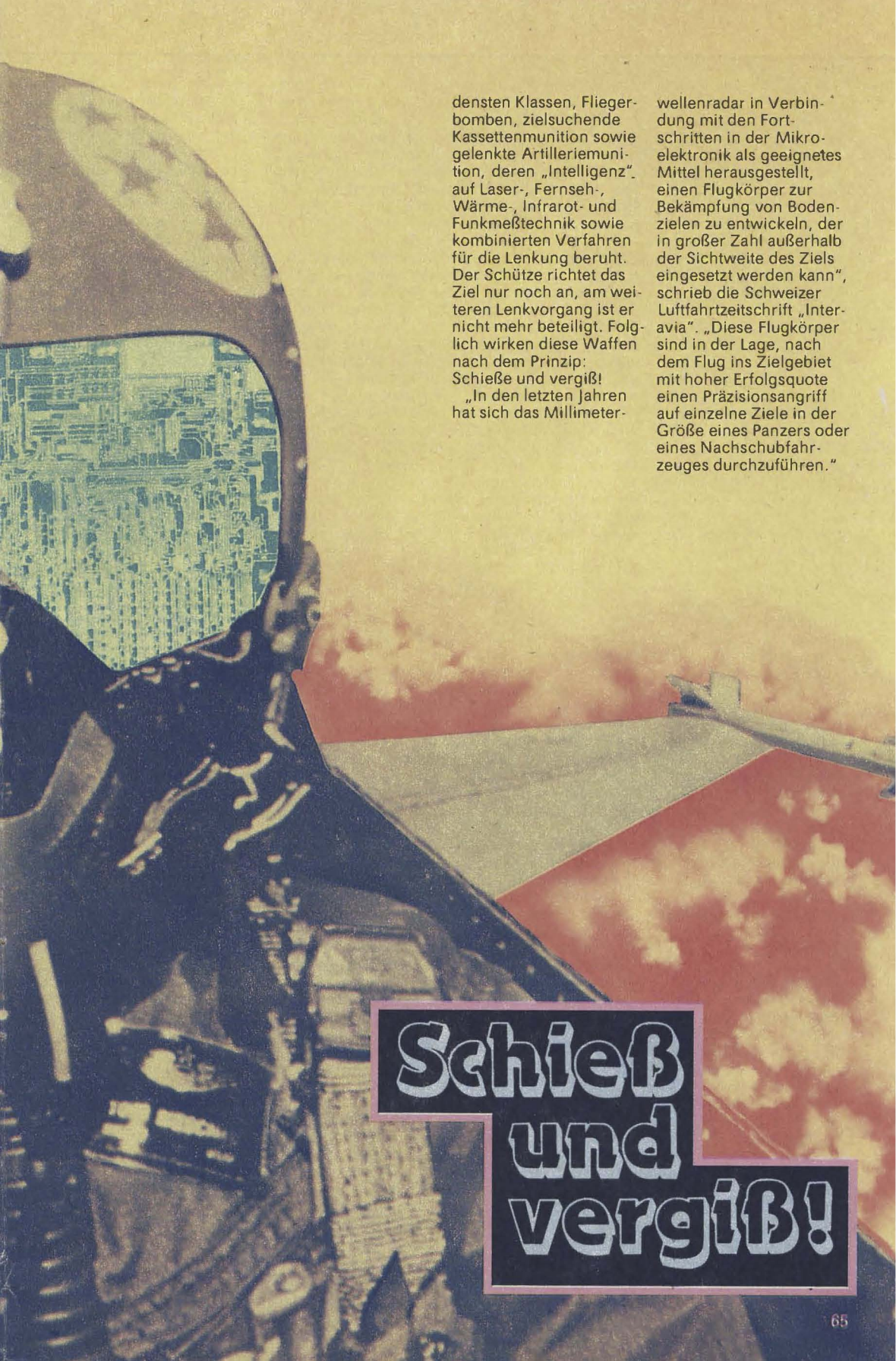
eine technologische und waffentechnische Überlegenheit zu gewinnen und das militärstrategische Gleichgewicht zu brechen.

Im Mittelpunkt des Ausbaus der nichtnuklearen Streitkräfte steht die Entwicklung und Einführung modernster Präzisionswaffen; in ihrer Vernichtungskraft – ausgenommen die radioaktive Verseuchung – kommen sie der von Kernwaffen gleich. Zu den Präzisionswaffen gehören Lenkrameten der verschie-



**Was sind Präzisionswaffen? –**  
Eine Frage, die uns mehrfach von  
Lesern gestellt wurde.  
Versucht man, einen gemeinsamen  
Nenner für ihr Wirkprinzip  
zu finden, so könnte es  
dieser sein:





densten Klassen, Fliegerbomben, zielsuchende Kassettensmunition sowie gelenkte Artilleriemunition, deren „Intelligenz“ auf Laser-, Fernseh-, Wärme-, Infrarot- und Funkmeßtechnik sowie kombinierten Verfahren für die Lenkung beruht. Der Schütze richtet das Ziel nur noch an, am weiteren Lenkvorgang ist er nicht mehr beteiligt. Folglich wirken diese Waffen nach dem Prinzip: Schieße und vergiß!

„In den letzten Jahren hat sich das Millimeter-

wellenradar in Verbindung mit den Fortschritten in der Mikroelektronik als geeignetes Mittel herausgestellt, einen Flugkörper zur Bekämpfung von Bodenzielen zu entwickeln, der in großer Zahl außerhalb der Sichtweite des Ziels eingesetzt werden kann“, schrieb die Schweizer Luftfahrtzeitschrift „Interavia“. „Diese Flugkörper sind in der Lage, nach dem Flug ins Zielgebiet mit hoher Erfolgsquote einen Präzisionsangriff auf einzelne Ziele in der Größe eines Panzers oder eines Nachschubfahrzeuges durchzuführen.“

**Schieß  
und  
vergiß!**



Das als „Fire and Forget“ bekannte Prinzip einer selbständigen Zielsuche ermögliche es dem Piloten des Trägerflugzeugs, sich nach dem Start der Raketen voll auf die Rückkehr zu konzentrieren, um eine erneute Kampfladung zu übernehmen. Die präzise Endphasenlenkung des Flugkörpers mit ihrer Fähigkeit zur selbständigen Zielsuche, Aufschaltung und Zielsteuerung gewährleiste eine hohe Vernichtungsquote bei minimalem Risiko für Luftfahrzeug und Besatzung.

Die Entwicklungsprojekte für solcherart „intelligente“ Waffensysteme wie die Gleitbombe AGM-130 oder die künftige Standard-Luft-Luft-Rakete AMRAAM (Advanced Medium-Range Air-to-Air Missile) werden von den Projektionsbüros in Eglin geleitet. Die Eglin Air Force Base ist mit 1 875 Quadratkilometern der weitläufigste Luftwaffenstützpunkt in den USA; sie befindet sich zwischen der Küste von Florida und der Staatsgrenze von Alabama. Mehr als 13 700 Angehörige der US-Luftwaffe und rund 4 000 Zivilangestellte arbeiten dort. Sie sind für die Entwicklung konventioneller Kampfmittel der US Air Force von der Grundlagenforschung bis hin zur Flugerprobung zuständig. Anlagen und Einrichtungen für Forschung, Entwicklung, Erprobung und Ausbildung im Wert von 4,6 Mrd. Dollar stehen ihnen zur Verfügung. Hinzu kommen noch 224 000 Quadratkilometer Luft- und Seeraum vor der Küste für Schießversuche sowie ein 7 000 Mann starkes Erprobungskommando auf der Holloman Air Force Base in New Mexico. Letzteres beschäftigt sich vor allem mit der Erprobung von Astronavigations- und -lenksystemen, mit der

Überprüfung von elektromagnetischen Eigenschaften und mit der Simulation von dynamischen Flugparametern mittels eines Raketenschlittens auf einer 15 Kilometer langen Teststrecke.

Generalmajor Powell, stellvertretender Stabschef in Eglin, begründet den ganzen Aufwand so: „Wir brauchen wirksame Kampfmittel und überlebensfähige Flugzeuge. Da wir es uns nicht leisten können, unsere hochentwickelten fliegenden Plattformen zu exponieren, müssen wir nach Möglichkeiten suchen, Mehrfachziele aus sicherer Entfernung in einem einzigen Anflug zu bekämpfen. Wir brauchen Kampfmittel zur Zerstörung von Start- und Landebahnen, um das feindliche Einsatzaufkommen zu reduzieren. Wir müssen Panzerspitzen stoppen und die feindliche Luftabwehr niederhalten.“ Und weiter: „Wir brauchen Systeme, wie Sensoren für die Zielaufklärung, wenn das menschliche Auge nicht mehr ausreicht.“ So wurde in Eglin eine Luft-Boden-Rakete entwickelt, die laut „Interavia“ zur „Bekämpfung von Panzern und Unterstützungsfahrzeugen der zweiten Welle bestimmt ist“. Als erster luftfahrzeuggesteuerter Flugkörper könne die Wasp (Wespe) vom Start an ohne jede externe Lenkung einen Einsatz völlig selbständig durchführen und sei damit dank ihrer Fähigkeit, sich nach dem Start auf ein Ziel aufzuschalten zu können, voll „fire and forget“-tauglich.

In Eglin wurde auch eine neuartige Bombe mit Eigenantrieb erprobt. Bei der AGM-130A handelt es sich um eine Version der gelenkten Gleitbombe GBU-15. Diese besitzt einen Fernsehkopf, dessen Bilder sie an das Trägerflugzeug

zurückfunkelt. Die entsprechenden Lenkinformationen werden vom Datenübertragungsbehälter des Flugzeugs an die Lenkbombe übermittelt. Durch das zusätzliche Raketentriebwerk verfügt die AGM-130A mit 28 Kilometer über annähernd die dreifache Reichweite der GBU-15 beim Einsatz aus geringer Höhe. Neben dem Raketentriebwerk weist die AGM-130A einen modifizierten Kopfmodul mit einem Raketenhöhenmesser, geänderter Lenkelektronik und einem Flugregler auf, der zusätzlich die Höhe über Grund berücksichtigt, das Triebwerk zündet und nach Brennschluß abwirft. Die Bombe ist so programmiert, daß sie nach dem Abwurf zunächst auf die Marschflughöhe von 300 oder 600 Meter steigt oder sinkt. Wenn die Geschwindigkeit Mach 0,55 unterschreitet, wird das Triebwerk gezündet, und die AGM-130A fliegt in konstanter Höhe weiter. Nach Brennschluß und Abwurf des Triebwerkes wird die Bombe wie eine normale GBU-15 gesteuert.

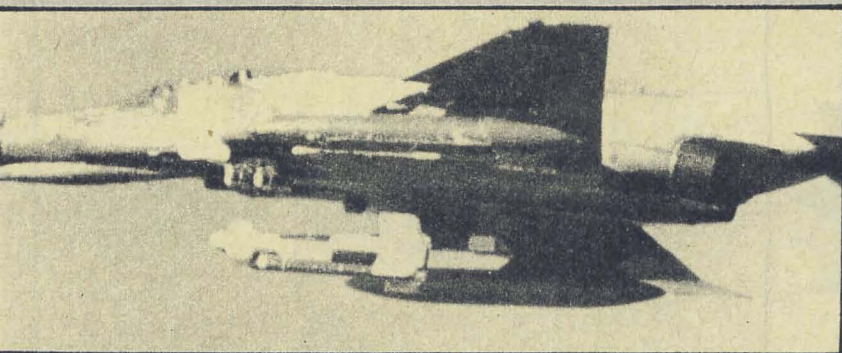
Der Bomberpilot kann so, gleich nachdem er die Mordwaffe ausgeklinkt hat, abdrehen. Seinen Job hat er damit erfüllt, und er kann ihn vergessen. Vergessen, wie viele US-Bomberpiloten ihre Tereinsätze vor gut 15 Jahren gegen Vietnam. Bereits damals waren den USA-Aggressoren die anfangs verwendeten „klassischen Bomben“ nicht „effektiv genug“. Also bediente sich die US Air Force der seinerzeit auf fortgeschrittensten Technologien beruhenden Kugel- und später Flächenbomben, die im Umkreis von zweieinhalb Quadratkilometern alles vernichteten. Nach eigenen Aussagen empfanden die Piloten keinerlei Skrupel, als sie diese Waffen – teilweise bereits ferngesteuert –

massenhaft abwarfen. Einer berichtete, etwa die Hälfte hätte Angst gehabt, wegen der immer besseren vietnamesischen Luftabwehr bestimmte Koordinaten anzufliegen, und habe die Bomben lieber irgendwo in der Landschaft ausgeklinkt. Irgendwo – da standen Hütten der Bauern.

Der damalige Oberstleutnant Hughes, bei seinem 44. Einsatz abgeschossen und in Gefangenschaft, sagte über seinen Job in Vietnam: „Als Pilot ist man ein Instrument des Krieges. Man hat seine Arbeit zu tun, für die man ausgebildet ist, und man verrichtet sie nach bestem Können und denkt dabei, daß man das Rechte tut.“ Ähnlich denken auch die heutigen Piloten. Denn wie sonst könnten Flugzeugführer von Kampfflugzeugen F-111 und F-15 gegenwärtig Erprobungsflüge in der Truppe mit der „intelligenten“ Bombe AGM-130A durchführen?

Für die F-15 und F-16 der USAF, für die F-14 und F/A-18 der US Navy, für die F-4F Phantom der BRD-Luftwaffe, für den Tornado der Royal Air Force, für die Sea Harrier der britischen Navy und für den künftigen Eurojäger bestimmt ist AMRAAM – ein weiteres Eglin-Projekt. Schon im nächsten Jahr soll diese Luft-Luft-Rakete mittlerer Reichweite bei den US-Streitkräften eingeführt werden. Der aktive Impulsdoppler-Radar-schopf enthält eine schwenkbare Tellerantenne von 16,5 Zentimetern Durchmesser und arbeitet mit hohen oder mittleren Impulsfolgefrequenzen. Die maximale Radarreichweite dürfte nach „Interavia“-Schätzungen bei 25 Kilometern liegen. Das Heckleitwerk gewährleistet eine hohe Manövrierfähigkeit, während das raucharme zweistufige Raketentriebwerk den Flugkörper auf



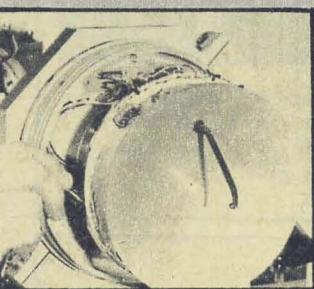
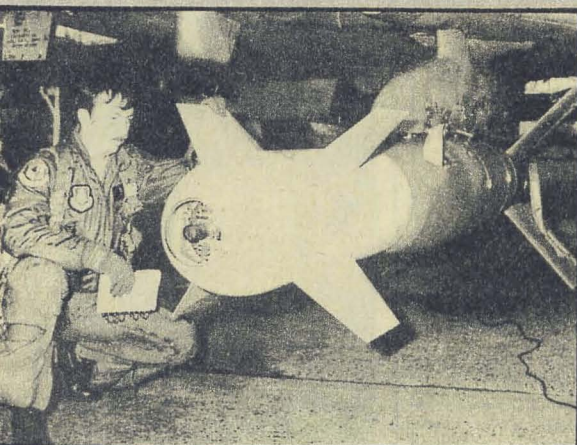
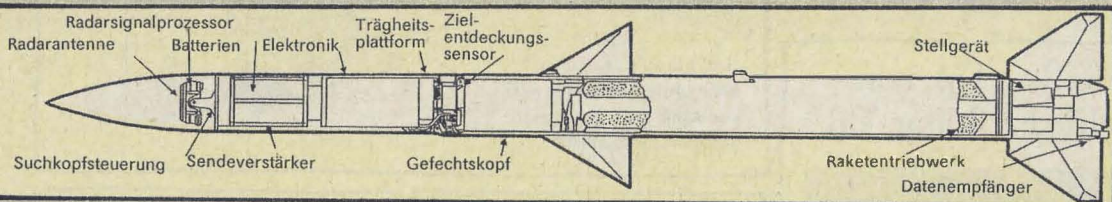


**Abwurf einer Lenkbombe AGM-130A in Eglin**

**Luft-Luft-Rakete AMRAAM**

**Lenkbombe GBU-15 mit Fernsehsuchkopf**

**Suchkopf einer Wasp mit der Tellerantenne des Millimeterwellenradars**



Mach 4 beschleunigt und seine relativ große Reichweite sichert. Im ersten Teil der Marschphase kann das Trägerflugzeug die in der Rakete gespeicherten Zielkoordinaten über einen Datenempfänger am Heck aktualisieren. Zwar wollen nicht alle westeuropäischen

Staaten ihre Luftwaffe mit AMRAAM ausrüsten, aber bei einem Stückpreis von knapp 300000 Dollar ist für die Hersteller ein schönes Profitsümmchen sicher. Könnten doch bis 1998 etwa 24 300 dieser Raketen gebaut werden. Planungen laufen bereits für eine mögliche AMRAAM-Produktion in Europa. Ein Firmenkonsortium mit MBB, AEG sowie zwei weiteren Rüstungsunternehmen führt auch schon Konzept- und Kostenstudien für verschiedene Produktionsmöglichkeiten durch, denn inzwischen ist die Integration von AMRAAM in die Sea Harrier der britischen Marine

angelaufen. Und im Rahmen eines sogenannten Kampfwertsteigerungsprogramms werden entsprechende Umrüstungsarbeiten an den F-4F der BRD-Luftwaffe vorbereitet.

All dies, ebenso wie die Einführung neuartiger Präzisionswaffensysteme bei den NATO-Landstreitkräften, ist Bestandteil der materiell-technischen Absicherung der Kriegsführungskonzepte, die von der Führ- und Gewinnbarkeit eines Krieges der NATO gegen die sozialistischen Staaten ausgehen. Dafür entwickelt man in Eglin, wie General Powell sagt, „spezielle Kampfmittel, um verbunkerte Ziele mit konventionellen Gefechtsköpfen ausschalten zu können.“

Aber sie sollen sich verrechnet haben – Militärs wie Mister Powell und all jene, die noch immer von militärischer Überlegenheit träumen und dazu neigen, abenteuerliche Risiken einzugehen. Seit den 70er Jahren werden die sowjetischen Luftstreitkräfte und seit Beginn der 80er Jahre auch die der anderen Armeen der Warschauer Vertragsstaaten mit einer neuen, der dritten Nach-

kriegsgeneration von Kampfflugzeugen ausgerüstet. Das sind Flugzeuge wie die MiG-29 oder Su-27. Sie können durch die umfassende Nutzung von Spitzentechnologien sowohl mit Unter- als auch mit mehrfacher Überschallgeschwindigkeit sowohl in Bodennähe als auch in extrem großen Höhen fliegen. Aufgrund ihrer Ausrüstung vermögen ihre Flugzeugführer, mit diesen Maschinen bei jedem Wetter auch in der Nacht zu handeln. Dabei verfügen sie über verschiedenartige Waffensysteme zur Vernichtung eines Aggressors.

Die USA verloren von 1961 bis 1973 in Südostasien insgesamt 8602 Flugzeuge und Hubschrauber. Der Wert dieses Kriegsmaterials belief sich auf mehr als 18 Milliarden Dollar. Aber trotz Einsatz modernster Waffensysteme, die ungeheure Zerstörungen anrichteten, erreichten die USA keines der von ihnen angestrebten Ziele. Sollte man das in gewissen NATO-Kreisen bereits vergessen haben?

**Text: Oberstleutnant Ulrich Fink**  
**Bild: Archiv**





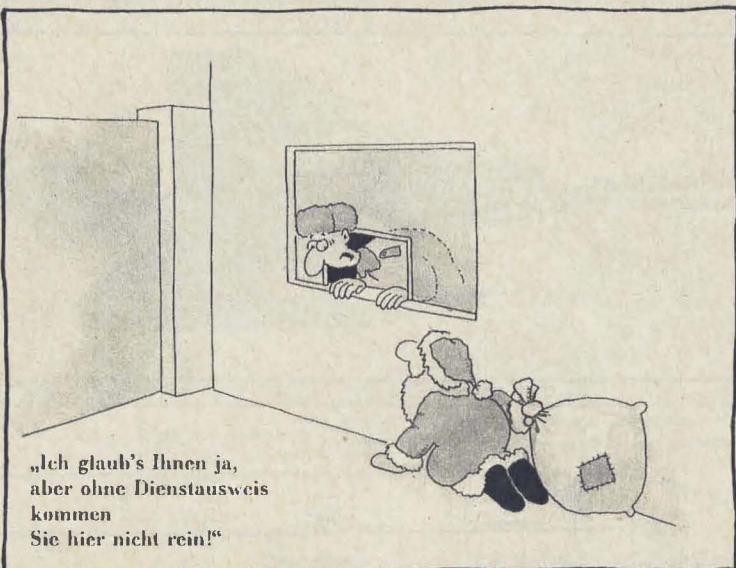
## Heißer Tip von Miß Frühling '88



Immer schön warmhalten, Jungs!  
Und wenn's ins Feldlager geht:  
Ein Katzenfell um die Hüften,  
und Ihr lacht über die fünf-  
zehn Grad miese im Zelt!

### Neues vom Wettbewerb

Ein gutes Kollektiv  
schafft alles.  
Ein schlechtes Kollektiv  
schafft jeden.



„Ich glaub's Ihnen ja,  
aber ohne Dienstaussweis  
kommen  
Sie hier nicht rein!“

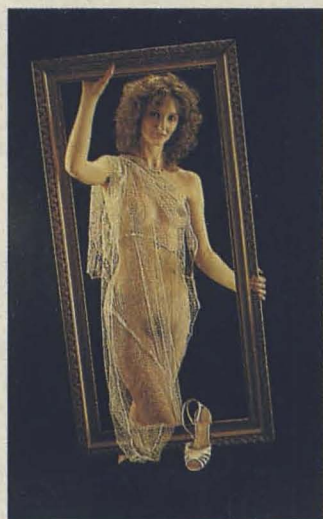
## MM vor Ort

Unterricht der Militärkraftfahrer.  
Ausbilder zum Soldaten: „Stellen  
Sie sich vor, Sie sind auf einem  
Übungsplatz. Weit und breit kein  
Baum, kein Strauch. Da tauchen  
Tiefflieger auf. Wie verhalten Sie  
sich?“ – „Anhalten und unter's  
Fahrzeug kriechen.“ – „Und Sie?“  
wird der Nebenmann gefragt. „Ich  
würde mehr Gas geben, und nisch  
wie weg.“ – „Und Sie?“, Frage an  
einen dritten. „Ich würde links  
blinken und rechts abbiegen!“

## MM-Winke für den Weihnachtsputz



Nicht abseilen, wenn's ans  
Fensterputzen geht!  
Erst blanke Scheiben geben den  
Blick frei auf die Schönheiten  
des Lebens.



„Ich bin sein einziges  
Weihnachtsgeschenk. Muß ja  
alles ein bißchen im Rahmen  
bleiben, gelle?“

## Lied des Monats

Schneeflöckchen,  
Weißbröckchen,  
warum fällst du grad  
vor unser Blöckchen?

Es singt:  
der Unteroffizier vom Dienst





Nicht umsonst hat Veronique an jedem freien Sommerabend geübt. Nun kann sie am 24. ihren Liebsten gut vorbereitet empfangen – mit der ganzen ersten Strophe von „Weihnachten, Weihnachten steht vor der Tür“!

## MM-Preisfrage

„Womit wäscht sich ein Soldat?“  
 „Na, mit Seife!“  
 „Falsch!“  
 „Mit 'nem Waschlappen.“  
 „Falsch, denn:

„Ein Soldat wäscht sich mit freiem Oberkörper!“



„Weihnachtsstollen für die dritte Kompanie abholen kommen!“

## MM-Silvester-Tip '88

Alkohol kann im Kopf Alkohohlheit erzeugen, kann Kniegelenke in Niegelenke und Fahrzeuge in Gefährzeuge verwandeln.

Da Alkohol nur von Menschen und nie von Tieren verzehrt wird, sollte er logischerweise getrunken und nicht gesoffen werden. Der Versuch gedeckten Einschleusens von Alkoholischem in Armeobjekte muß schon wegen der Unfallgefahr (Glasplitter) strikt unterbleiben.

Gezieltes Schlucken sogenannten Zielwassers zur Erzielung zielorientierter Trefferergebnisse zählt zu den ziellosesten Zügellosigkeiten.

Der vollkommene Genuß von Alkoholhaltigem ist der unter vier Augen, in denen sich Kerzenlicht, die Flammen der Liebe und die Freude über den Urlaubsschein spiegeln ... Prosit Neujahr!

## Achtung, Mädels!



Wenn er nicht oft und lieb genug schreibt – mal anständig mit ihm Schlitten fahren, unter anderem!

## MM-Historical

Der General trifft Rittmeister Zitzewitz: „Potsdam gewesen, Beethoven gespielt, ganz exzellent.“ – „Und – haben Herr General wenigstens gewonnen?“



Biete: Garagengepfl., zweitür. Importwagen, Erstlack, kaum Winterbetrieb, ausgez. Kurvenlage, geräuscharm, spurtfreudig, hoher Fahrkomfort, Nebelscheinwerfer, Hauswandabweiser, gar. kein Radio u. viele weitere Extras  
 Suche: Soldat (1. DHJ), der ihn putzt.  
 Gefr. Schindhelm Fahr-Lässig

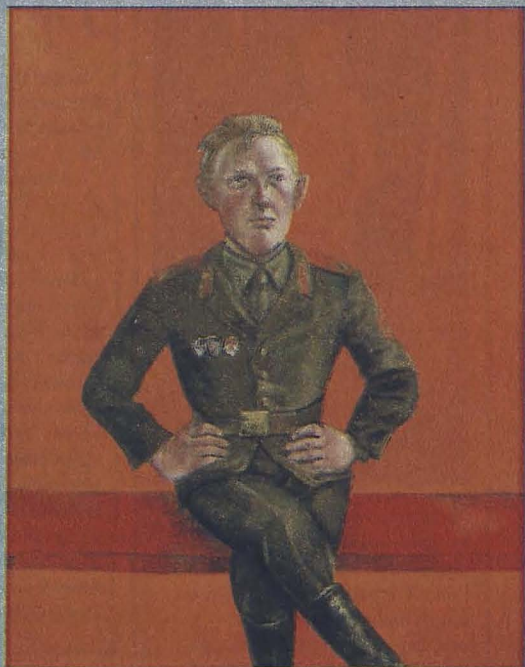


„Und der war voll mit Kragenbinden!“



„Mal ehrlich – bei dem MM-Quatsch denkste, dich tritt 'n Pferd!“



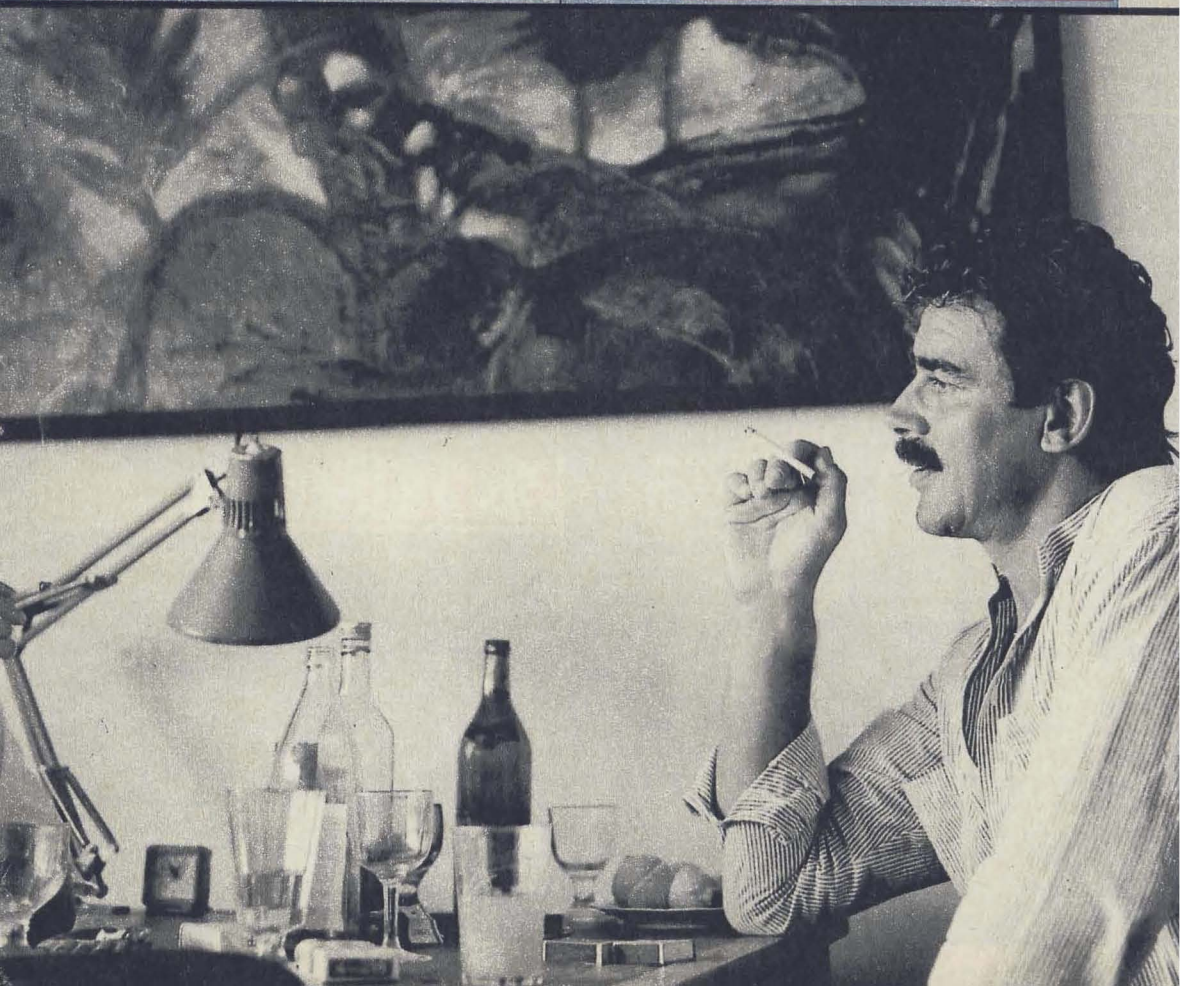
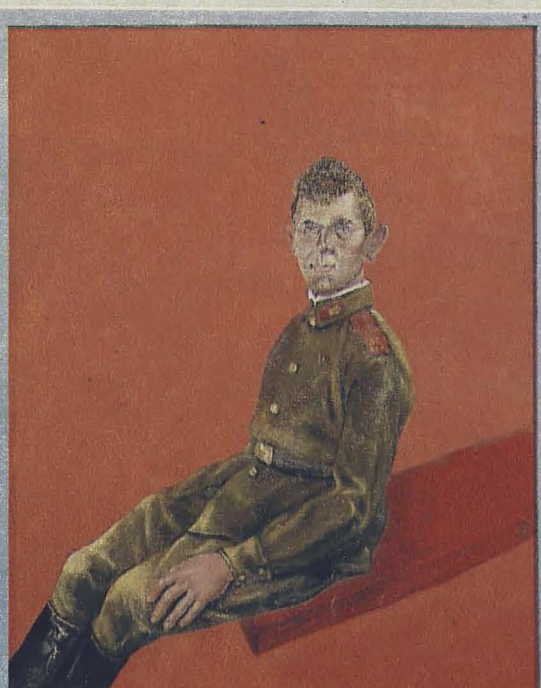
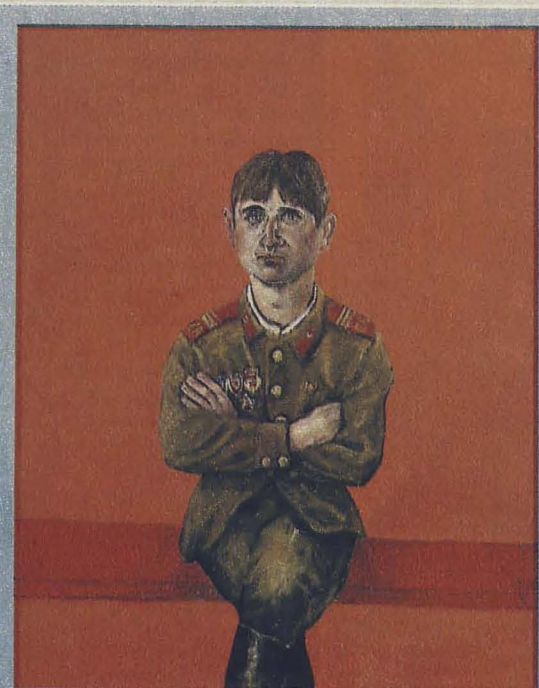


# T.Z.

## und die Sowjet- soldaten

„Na klar, sie sind alle  
längst wieder weg: der  
Sascha vom Don und der  
Juri, meine beiden  
Modelle für das Bild mit  
der großen Teekanne von  
1983. Auch die vier sind  
längst wieder zu Hause,  
die für meine Porträts  
'Sowjetsoldaten 1987'  
Modell gesessen haben.“







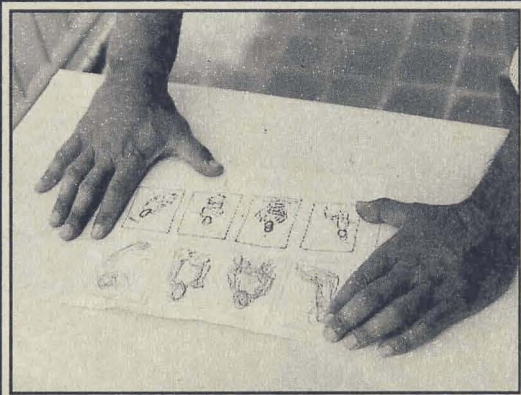


Satz, daß Solidarität die Zärtlichkeit der Völker sei. Und so kommt es, daß die Runde im Haus der DSF von der Solidaritätsleistung der DDR-Jugend bei der Einrichtung des Hospitals „Carlos Marx“ aus erster Hand erfährt. Thomas Ziegler hat dort gemeinsam mit nikaraguanischen Künstlern und Laien, auch mit Kubanern, Bildtafeln für das Krankenhaus gemalt, Anleitung in der Technik der Lasurmalerie an der Kunsthochschule gegeben. Erzählt, daß er im ersten Monat als Beifahrer eines Versorgungsautos der FDJ-Brigade gearbeitet hat und so den Alltag des mittelamerikanischen Landes kennenlernte. „Ich möchte nicht nur einige DDR-Künstler für die Mitarbeit am Hospital gewinnen, sondern werde auch bald mit meinen sowjetischen Malerfreunden über die

Der einzige, der sich an sie noch erinnert, ist wohl der Kompaniechef. Aber auch der weiß wenig von der Sache damals – er hat mir und ihnen bloß immer vor jeder Modellsitzung eingeschärft, daß sie pünktlich wieder in der Kaserne sein müssen!“ Der Maler Thomas Ziegler und seine Sowjetsoldaten, das ist also schon ein Weilchen her. So müssen sie selber reden, die Bilder. Glücklicherweise ist Thomas Ziegler wieder da, bei seiner Frau und bei seinem Hund in der Einzimmerwohnung auf dem Großen Dreesch, dem Neubauviertel im Süden von Schwerin. Denn 10 Monate war er weg, arbeitete mit einer FDJ-Solidaritätsbrigade in Managua. Bei unserem Hausbesuch im Juni 1988 ist er gerade dabei, dem

Staub in seinem Atelier zu Leibe zu rücken, Malgründe vorzubereiten, Pinsel und Farben zu sortieren. Braungebrannt ist er, und wenn er mit seinen schwarzen, leicht gekräuselten Haaren und seinem markanten Gesichtsschnitt schon immer ein bißchen exotisch aussah, könnte er jetzt, angetan mit seinem Sandinista-Hut und dem weißen, kragenlosen Indianerhemd, glatt für einen Nikaraguaner gelten. In Nicaragua mußte das LDPD-Mitglied Thomas Ziegler immer sehr genau erklären, was das denn sei, die Liberaldemokratische Partei in der DDR, wo doch die nikaraguanischen Liberalen gegen die Revolution agieren ...

Ein paar Tage später trägt er wieder dieses nikaraguanische Hemd; diesmal bei einer Festver-



anstaltung im Zentralen Haus der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft am Berliner Festungsgraben. Er erhält für seine Sowjetsoldatenporträts den Kunstpreis der DSF. Hält dann die Dankrede für alle Ausgezeichneten und spricht, wie sollte es anders sein, gleich wieder über Nicaragua, zitiert den schönen

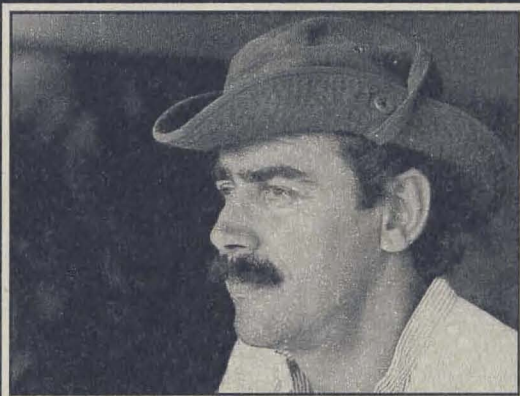
Sache reden“, sagt er, womit er auf den Anlaß des Preises zurückkommt. Und sagt auch, daß dieser Preis ihm lebendiger Ausdruck der Ermutigung zu weiterer, politisch engagierter künstlerischer Arbeit ist.

Thomas Ziegler hat Anfang der achtziger Jahre am ersten gemeinsamen Wettbewerb Junger



Künstler der DDR und der UdSSR teilgenommen. „Die große Teekanne“, jenes Familienbild mit den Soldaten Juri und Sascha, war in Moskau und Berlin zu sehen. Und während des Wettbewerbs gab es 1982 einen winterlichen Arbeitsaufenthalt mit vielen Begegnungen in der Nähe Moskaus. Geblieben sind die Kontakte zu den sowjetischen Kollegen, die sich als freundschaftlich und als dauerhaft erwiesen, offen auch für künftige gemeinsame Arbeit.

Als ich vor vier Jahren das Bild mit der Teekanne zum erstenmal sah, war ich verblüfft, wie direkt, ja beinahe ungeschlacht die kleine Szene vom Besuch zweier Soldaten in der Familie gemalt wurde. Es erinnerte mich sofort an naive russische Volksmalerei, aber auch an agitatorisch direkte Bilder aus der



Sowjetunion der zwanziger Jahre. Die beiden Soldaten nehmen das obere Drittel ein, wirken in Haltung und Gesichtsausdruck stabil und sicher, obwohl sie in der Familienumgebung eine gewisse Steifheit nicht ablegen können. Der Kontrast zwischen dem gewohnten Kasernenmilieu, dem Soldatenalltag, und dieser Szene im Ma-

leratelier, einem Tisch mit weißer Decke und der Heiligkeit einer Familie, der jungen Frau, dem Hund und dem beiläufig am Bildrand angeschnittenen Selbstporträt des Malers, macht gerade die Spannung, das Überraschende des Bildes aus. Da wird die einfache Kleidung der Frau mit Strickjacke oder Tuch durch das rot-

blau beinahe zu klassischer Madonnengewandung und aus dem englischen Bullterrier fast ein Schoßhund.

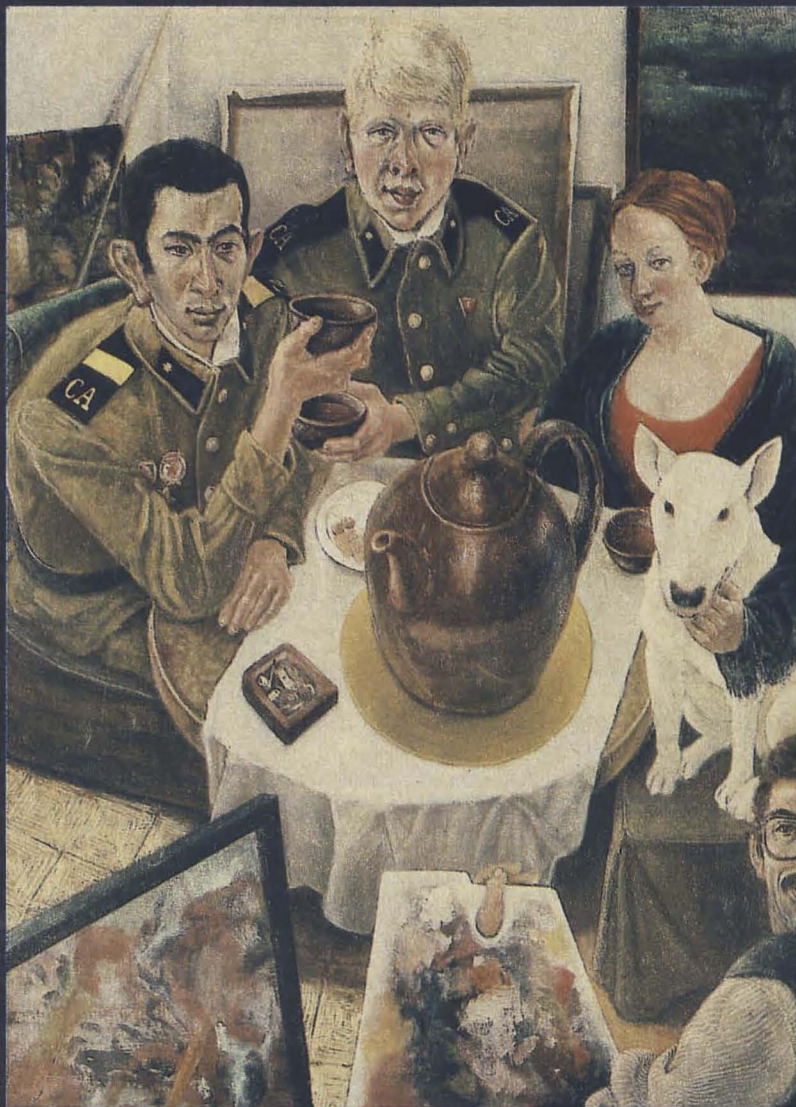
So hatte das bis zu diesem Zeitpunkt noch keiner gemalt. Klar ist, die beiden, der eine mit den Obersergeantenstreifen und der andere mit den blanken Soldatenschulterstücken, das sind die Freunde, die gehören dorthin, gehören zur Familie. Natürlich, man möchte gern mehr von ihnen wissen, vielleicht auch, wie es ihnen jetzt geht, da sie längst wieder die Uniform ausgezogen haben.

Thomas Ziegler hatte in den vergangenen Jahren schon mehrere Bilder mit Soldaten gemalt, solchen der NVA. Da gibt es Uniformstillleben und jene in der Kunstaussstellung zum

25. Jahrestag der NVA 1981 heißumstrittene „Soldatengruppe vor Häuserwand“. An der erhitzten sich die Gemüter, wohl weil die Soldaten und ihr Unteroffizier so gar nicht aus dem Normenkatalog stammten, der manchem vor Augen stand, wenn er sich Soldaten vorstellte. Im Truppenteil „Arthur Ladwig“ ist ein weiteres merkwürdiges Soldatenbild von Thomas Ziegler zu besichtigen: als er nämlich 1982 dort Reservistendienst leistete, unternahm er es, fast die gesamte Reservistenmannschaft seiner Kompanie in einem großen Gruppenporträt auf die Tapete des Kompanieklubs zu malen.

Die vier Tafeln des Bildes „Sowjetsoldaten 1987“ waren in der X. Kunstaussstellung der





DDR in Dresden zu sehen. Anders als bei der „Tee-kanne“ hat der Autor hier auf alles Erzählende, auf Requisiten und anderes Drumherum verzichtet, die Porträts einfach vor die leuchtend rote Fläche des Hintergrunds gestellt und sogar die bei solchen als Kniestück bezeichneten Sitzporträts üblichen Hocker oder Stühle weglassen und durch Balken ersetzt. Damit kommt die Bildwirkung allein aus den psychologisch genau

durchgearbeiteten Gesichtern und dem Farbkontrast des aktiv leuchtenden Hintergrundrots sowie der Reihung der Figuren. Angeregt wird beim Betrachter nicht Einfühlen in Bildharmonie, sondern das Nachdenken über den Auftrag der Friedenssicherung und dem täglichen Dienst, der, Tausende Kilometer von der Heimat entfernt, wohl um einiges schwerer, ja härter ist, als der eines Soldaten der NVA.

Jeder bringt seine eigenen Vorstellungen mit, wenn er ein Bild betrachtet. Einem mag die „Ruhe nach der Schlacht“, jenes in Reproduktionen weitverbreitete fröhliche Bild über die Sowjetsoldaten von 1951, noch freundlich im Gedächtnis sein, ein anderer erwartet sensible Linien- und Farbkompositionen. Ziegler kann mit seinem Malkonzept beiden Tendenzen nicht dienen. So gibt es auch immer wieder inter-

essante Diskussionen im Schweriner Haus der DSF, wo die Tafeln mit den Soldatenporträts hängen, seit die Kunstausstellung zu Ende ist. Die Absicht, Nachdenken anzuregen, sei es zunächst auch im Widerspruch zu eigenen Betrachtungsvorstellungen, ist Thomas Ziegler auf jeden Fall aufgegangen.

„Ich fand während der Arbeit am Bild einen Vers von Bulat Okudshawa, dem Moskauer Dichter und Sänger, der mir zum Thema paßte, ein Vers aus einem Lied für den Frieden, gegen den Krieg. Geschrieben schon vor dreißig Jahren, doch für mich ganz aktuell. Es hat mir beim Malen geholfen.“

Wunderts, daß Thomas Ziegler auf seinem Kassettenrekorder uns zuerst nikaraguanische Lieder vorspielte, Lieder der Revolution und Volkslieder aus jenem tapferen Land in Amerika? Aber dann legt er eine Platte auf mit Liedern des Schauspielers Wladimir Wysotski, der ein Russisch fern von jeder geschulten Opern- oder Estradokünstlichkeit singt, mit rauchiger, kräftiger, unverschämter, trauriger und fröhlicher Stimme. „Versteht du, was er singt?“, fragt Ziegler. Ich verstehe natürlich nichts, schon gar nichts von jenem Russischen, das da aus den Straßen Moskaus, aus Kneipen, Fabriken, kann sein auch aus Kasernen, zu stammen scheint. Aber ich höre es und verstehe, daß er ein bißchen so malt, wie jener sang. Auch wenn er das nicht sagt.

Text: Bernd Meyer  
Fotos: Manfred Uhlenhut  
Repros: Deutsche Fotothek  
Dresden,  
Korff







## Erdkampfflugzeug Suchoi Su-25 (UdSSR)

### Taktisch-technische Daten:

|                       |                          |
|-----------------------|--------------------------|
| Leermasse             | 9500 kg                  |
| Startmasse            | 17 000 kg                |
| Länge                 | 15,2 m                   |
| Spannweite            | 14,2 m                   |
| Höhe                  | 4,8 m                    |
| Antrieb               | 2 TL-Triebwerke R-13-300 |
| Schubleistung         | je 41,5 kN               |
| Höchstgeschwindigkeit | 850 km/h                 |
| Reichweite            | 2900 km                  |
| Aktionsradius         | 550 km                   |
| Bewaffnung            |                          |

- 1 Maschinenkanone NR 30 oder
- 1 Maschinenkanone GScha-23
- 4 000 kg Waffenzuladung an
- 10 Aufhängepunkten unter den
- Tragflügeln

Besatzung 1 Mann

Die Konstruktion der Su-25 ist eine freitragende mit an der Unterseite



und an den beiden Seiten gepanzerter Kabine. Die beiden Triebwerke befinden sich links und rechts des Rumpfes in eigenen Gondeln. Die Trapezflügel sind bei

diesem Schulterdecker hoch angesetzt, verlaufen mit einer fast zehnpromzentigen Neigung nach unten und sind an der hinteren Kante gerade.

## Lastkraftwagen Ural 375D/C (UdSSR)



### Taktisch-technische Daten:

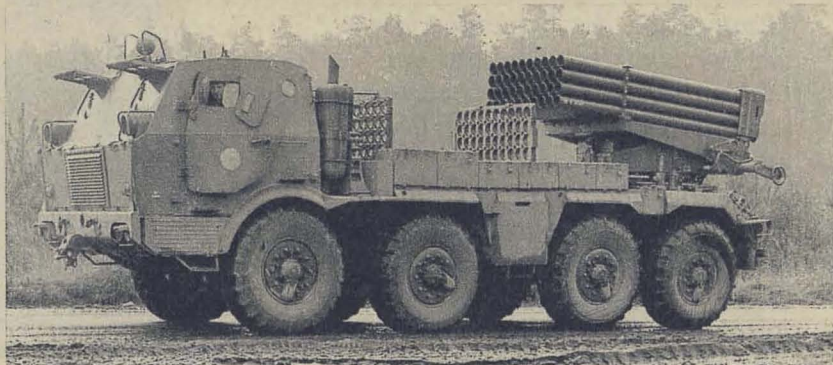
|               |                       |
|---------------|-----------------------|
| Leermasse     | 9732 kg               |
| Nutzmasse     | 3468 kg               |
| Gesamtmasse   | 13 200 kg             |
| Länge         | 8 020 mm              |
| Breite        | 2 510 mm              |
| Höhe          | 3 270 mm              |
| Bodenfreiheit | 410 mm                |
| Antrieb       | 1 Viertakt-Ottomotor  |
| Leistung      | 132 kW bei 3200 U/min |

Höchstgeschwindigkeit 75 km/h  
Steigfähigkeit 65 %  
Wattfähigkeit 1500 mm  
Kletterfähigkeit 800 mm  
Überschreitfähigkeit 700 mm  
Fahrbereich 650 km  
Der Ural 375D/C wird seit 1977 in der NVA für den Transport von Wechsellaufbauten und Containern eingesetzt. Die abgebildete Elektrokraftstation EKS II ist ein Spezialkof-

ferfahrzeug. Sie kann zu jeder Tages- und Jahreszeit zum Einsatz kommen und dient zum Herstellen von Holz- und Metallkonstruktionen für den Brücken- und Stellungenbau. Zur Spezialausrüstung gehören die Komplexe Holz- und Metallbearbeitung, die Elektroausrüstung sowie ein Tarnsatz. Für die Elektroenergiegewinnung dient ein Diesellaggregat GAD 20.



# **Geschoß- werfer RM-70 (CSSR)**



## **Taktisch-technische Daten:**

|                              |                                |                                                                                                                                                                                                                                 |          |
|------------------------------|--------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------|
|                              |                                | <b>Geschoßtyp</b>                                                                                                                                                                                                               | M-210F   |
|                              |                                | <b>Masse</b>                                                                                                                                                                                                                    | 66 kg    |
|                              |                                | <b>Länge</b>                                                                                                                                                                                                                    | 2 870 mm |
|                              |                                | <b>Schußweite</b>                                                                                                                                                                                                               | 20 000 m |
|                              |                                | <b>Bedienung</b>                                                                                                                                                                                                                | 3 Mann   |
|                              |                                | Das auf dem Fahrgestell des Tatra 813 basierende Gefechtsfahrzeug wurde 1975 bei der NVA eingeführt. Im Gegensatz zu früheren Werfern ist der RM-70 mit einer hydraulischen Nachladeeinrichtung ausgestattet. So kann der RM-70 |          |
| <b>Gesamtmasse</b>           | 22 000 kg                      |                                                                                                                                                                                                                                 |          |
| <b>Länge</b>                 | 8 800 mm                       |                                                                                                                                                                                                                                 |          |
| <b>Breite</b>                | 2 500 mm                       |                                                                                                                                                                                                                                 |          |
| <b>Bodenfreiheit</b>         | 425 mm                         |                                                                                                                                                                                                                                 |          |
| <b>Antrieb</b>               | 1 Achtzylinder-Diesel          |                                                                                                                                                                                                                                 |          |
|                              | Leistung 148 kW bei 2000 U/min |                                                                                                                                                                                                                                 |          |
| <b>Höchstgeschwindigkeit</b> | 80 km/h                        |                                                                                                                                                                                                                                 |          |
| <b>Steigfähigkeit</b>        | 65 %                           |                                                                                                                                                                                                                                 |          |
| <b>Wadfähigkeit</b>          | 1 400 mm                       |                                                                                                                                                                                                                                 |          |
| <b>Überschreitfähigkeit</b>  | 1 400 mm                       |                                                                                                                                                                                                                                 |          |

neben den 40 in den Abschußrohren befindlichen Geschossen einen weiteren Satz Munition mitführen. Nach Abgabe der ersten Salve wird das Rohrpaket so geschwenkt, daß es genau in Verlängerung der Nachladeeinrichtung zum Stehen kommt. Dann werden die 40 Geschosse gleichzeitig in die Rohre eingeschoben. Damit ist der Werfer wieder feuerbereit.



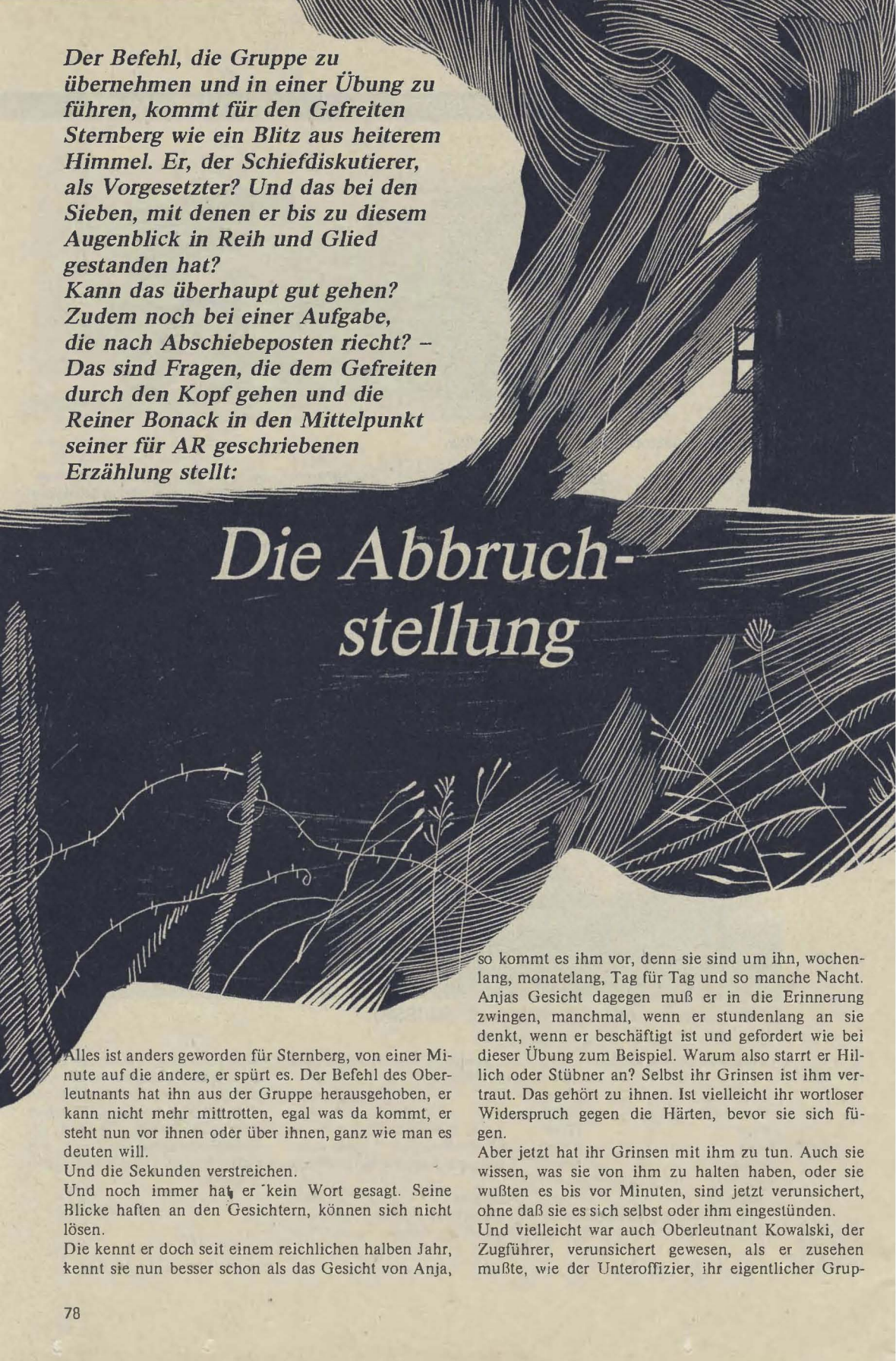
## **Küstenschutzschiff „Storoshewoi“ (UdSSR)**

### **Taktisch-technische Daten:**

|                          |                                  |                                |                                    |
|--------------------------|----------------------------------|--------------------------------|------------------------------------|
|                          |                                  | <b>Reichweite</b>              | 4 500 sm bei 15 kn                 |
|                          |                                  | <b>Bewaffnung</b>              |                                    |
|                          |                                  |                                | 4 Schiff-Schiff-Raketen            |
|                          |                                  |                                | 4 Schiff-Luft-Raketen              |
|                          |                                  |                                | 2 Zwillingsgeschütze 76 mm         |
|                          |                                  |                                | 8 Torpedorohre in 2 Vierersätzen   |
|                          |                                  |                                | 2 Wasserbombenwerfer (zwölfrohrig) |
| <b>Typverdrängung</b>    | 3 300 ts                         | <b>Besatzung</b>               | 250 Mann                           |
| <b>Höchstverdrängung</b> | 3 800 ts                         | <b>Insgesamt</b>               | 20 Küstenschutzschiffe             |
| <b>Länge</b>             | 122 m                            | dieses Typs wurden in den 70er |                                    |
| <b>Breite</b>            | 14,0 m                           |                                |                                    |
| <b>Tiefgang</b>          | 5,0 m                            |                                |                                    |
| <b>Antrieb</b>           | 4 Gasturbinen                    |                                |                                    |
|                          | Leistung                         |                                |                                    |
|                          | 58 840 kW auf 2 Schiffspropeller |                                |                                    |
| <b>Geschwindigkeit</b>   | 36,0 kn                          |                                |                                    |

Jahren auf den Werften in Leningrad, Kaliningrad und Kamysh-Burun gebaut. Die Einheiten können zu Geleit- und Sicherungsaufgaben eingesetzt werden. Sie sind mit Rundblickfunkmeßstationen und elektronischen Waffenleitanlagen ausgerüstet.





*Der Befehl, die Gruppe zu übernehmen und in einer Übung zu führen, kommt für den Gefreiten Sternberg wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Er, der Schiefdiskutierer, als Vorgesetzter? Und das bei den Sieben, mit denen er bis zu diesem Augenblick in Reih und Glied gestanden hat?*

*Kann das überhaupt gut gehen? Zudem noch bei einer Aufgabe, die nach Abschiebeposten riecht? – Das sind Fragen, die dem Gefreiten durch den Kopf gehen und die Reiner Bonack in den Mittelpunkt seiner für AR geschriebenen Erzählung stellt:*

## Die Abbruch- stellung

Alles ist anders geworden für Sternberg, von einer Minute auf die andere, er spürt es. Der Befehl des Oberleutnants hat ihn aus der Gruppe herausgehoben, er kann nicht mehr mittrotten, egal was da kommt, er steht nun vor ihnen oder über ihnen, ganz wie man es deuten will.

Und die Sekunden verstreichen.

Und noch immer hat er kein Wort gesagt. Seine Blicke haften an den Gesichtern, können sich nicht lösen.

Die kennt er doch seit einem reichlichen halben Jahr, kennt sie nun besser schon als das Gesicht von Anja,

so kommt es ihm vor, denn sie sind um ihn, wochenlang, monatelang, Tag für Tag und so manche Nacht. Anjas Gesicht dagegen muß er in die Erinnerung zwingen, manchmal, wenn er stundenlang an sie denkt, wenn er beschäftigt ist und gefordert wie bei dieser Übung zum Beispiel. Warum also starrt er Hillich oder Stübner an? Selbst ihr Grinsen ist ihm vertraut. Das gehört zu ihnen. Ist vielleicht ihr wortloser Widerspruch gegen die Härten, bevor sie sich fügen.

Aber jetzt hat ihr Grinsen mit ihm zu tun. Auch sie wissen, was sie von ihm zu halten haben, oder sie wußten es bis vor Minuten, sind jetzt verunsichert, ohne daß sie es sich selbst oder ihm eingestünden.

Und vielleicht war auch Oberleutnant Kowalski, der Zugführer, verunsichert gewesen, als er zusehen mußte, wie der Unteroffizier, ihr eigentlicher Grup-





penführer, vor einer Stunde von zwei Genossen gestützt zum Sankra begleitet wurde. Eine Verstauchung vielleicht, möglicherweise schlimmeres. Sie wissen es noch nicht. Fest steht lediglich, Maschutta fällt aus, und die Gruppe kann bei dieser wichtigen Übung nicht ohne Vorgesetzten bleiben.

Der Oberleutnant hat gezögert. Sternberg ist sich da sicher. Dieser Gefreite, mochte er gedacht haben, dieser Gefreite, der im Frühling nach Hause geht, der reißt sich bestimmt kein Bein mehr aus, der schmeißt uns womöglich die Übung. Kann sein, der Zugführer dachte an jene Momente, in denen Sternberg schief diskutierte, wie es manche der Vorgesetzten nannten, wenn Sternberg nicht wie andere im Politunterricht vor sich hindöste und bei Befragen die Lehrsätze buchstabengetreu, doch lustlos wiederholte. Das hatte sich herumgesprochen. Das erklärte das Zögern.

„Warum reden wir nicht über unsere eigene Unlust?“ hatte Sternberg einmal gefragt. „Über unseren Anteil daran und über das, was hier dazu beiträgt, diese Kluft zum Beispiel, die Kluft zwischen spartanischem Dahinleben und dem, was Leuten in unserem Alter außerhalb der Kasernenmauer an Gedanken abgefordert und an Freizeitmöglichkeiten geboten wird. Setzt

du dich hier nach zehn Stunden, in denen du nur Befehle ausgeführt hast, in den Klubraum, um mal ein bißchen Musik einzuzieh'n, dann kommt garantiert einer und teilt dich für irgend 'ne Arbeit ein. Sie haben, Genosse, wie ich sehe, im Augenblick nichts zu tun.“

Da waren die Köpfe hochgegangen. Aus Interesse an der Frage, bestimmt, aber auch aus Neugier. Wie würde der Schulungsgruppenleiter den Sternberg jetzt runterputzen?

Doch soweit war es nicht gekommen. Das sei ein anderes Thema, wurde geantwortet, und man könne bei passender Gelegenheit und so weiter...

Das mußte Kowalski durch den Kopf gegangen sein, bevor er Sternberg die Führung der Gruppe übertrug. Hinter jedem Wort des Oberleutnants hatte der Gefreite die Vorbehalte zu spüren geglaubt. „Sie kennen die Situation. Bei einer Übung dieser Größenordnung ist es wichtig, daß auch das kleinste Kollektiv exakt handelt. Sie hatten bisher keine vergleichbare Aufgabe. Versuchen Sie sich vor allem bei Ihren Genos-



sen konsequent durchzusetzen. Klare Befehle, kein Risiko eingehen ...“

Kein Risiko ... Sternberg unterdrückt einen Lachreiz. Die Forderung des Zugführers entsprang doch sicherlich nur dem Wissen um die eigene risikofolle Entscheidung. Und sie erschien Sternberg naiv oder wie der krampfhaft Versuch einer Rückversicherung. Schon, daß man die Gruppe vom Zug trennt und in jenes verlassene Dorf befiehlt, das eigentlich außerhalb des bis vor kurzem streng begrenzten Übungsgeländes liegt, dies birgt nach Sternbergs Ansicht das größte Risiko, das man sich im Augenblick denken kann. Sie würden die linke Flanke vor Überraschungen sichern; möglich, der Gegner versucht dort, wo das Abbruchgebiet der Bergbaubehörde beginnt, mit einer Gruppe oder einem Zug in den Rücken der eigenen Einheiten zu gelangen, einen Angriff vorzutäuschen, von seiner Hauptstoßrichtung abzulenken und Kräfte zu binden. Andererseits, und dieser Gedanke ruft Sternbergs Mißmut hervor, andererseits ist es für den Oberleutnant natürlich die willkommene Gelegenheit, den Gefreiten mit seiner Gruppe an einem Ort einzusetzen, wo sie kein Risiko für die eigenen Handlungen bedeuten, weit ab vom Schuß sozusagen. Die Wichtigkeit könnte vorgetäuscht sein. Vielleicht besteht zwischen den Stäben die stille Übereinkunft, das Gelände des künftigen Tagebaues nicht in die Handlungen einzubeziehen. Sternberg weiß es nicht, und da auch das Übungsgelände in absehbarer Zeit von den Baggern und Förderbrücken gefressen wird, sie also nichts mehr zwingt, sich an die einst unter allen Umständen verbindliche Begrenzung zu halten, muß er den Befehl ernst nehmen, die Zweifel verdrängen.

Während Sternberg seit zwei Minuten wortlos vor der Gruppe steht, wird auch er gemustert. Die Soldaten warten ab. Keiner hat bisher einen Kommentar von sich gegeben. Sie mögen wohl ebenfalls erst einmal die neue Situation abschätzen. Der muß sich reinfinden, denken die einen. Muß doch zum Aushalten sein mit Sternberg, die anderen. Hat oft genug mit uns geflucht. Kann sich nicht hinstellen jetzt und die berühmte Lippe riskieren. Möglicherweise ist ihnen Maschuttas Mißgeschick beim Abspringen vom SPW gar nicht so ungelegen gekommen. Freude darüber will Sternberg nicht unterstellen, das nicht, aber er weiß es von sich, im Unterbewußtsein zumindest registriert man jede künftig mögliche Erleichterung ohne Bedauern.

Hillich und Stübner also verharren gelassen, die Billigung Sternbergs voraussetzend und auf diese Art andeutend, daß sich für sie der Gefreite, obwohl er nun vor ihnen steht, nicht von ihnen entfernt hat. Und sie bauen mit ihrer Lässigkeit ein bißchen vor für alles, was in nächster Zeit im Gelände an Härten auf sie zukommen könnte.

Sternbergs Blick streift die anderen. Sie deuten wenigstens noch vage jene militärische Haltung an, die nach dem Stillgestanden zu erfolgen hat. Sternberg spürt, wie der Oberleutnant sie von weitem beobachtet.

„Also ...“ Der Gefreite räuspert sich. „Also ...“ Und dann erklärt er ihre Aufgabe, verschweigt seine Zweifel und ist bemüht, seiner Stimme bei den nötigen Kommandos eine gewisse Festigkeit zu verleihen, ohne jedoch Maschuttas gewohnte Eindeutigkeit und Exaktheit zu erreichen.

Langsam setzt sich die Gruppe in Bewegung. Die Gräben, die getarnten Fahrzeuge, Zug und Kompanie, die die Verteidigung vorbereiten, bleiben hinter ihnen zurück. Nun bist du auf dich allein gestellt, denkt Sternberg, und die Kühle des Novembervormittags läßt ihn frösteln.

Das geräumte Dorf in der menschenleeren, flachen Landschaft jenseits der Grenze des Truppenübungsplatzes besteht aus fünf niedrigen Häusern. Sie ducken sich neben der einstigen Landstraße, die nun irgendwo vorn in verlassener Ferne im Nichts endet. Die kleine Ansiedlung ist weit und breit das letzte Zeichen für die vormalig von Menschen geprägte, jetzt abrupt endende Biografie dieses Landstrichs, bevor mit den Tagebauen eine neue, der vorhergehenden in nichts vergleichbare beginnt. Die Verlorenheit, die von allem ausgeht, prägt sich Sternberg sofort tief ein. Er stellt sich vor, wie sein Ort im Mecklenburgischen, aus dem er stammt, plötzlich von der Landkarte verschwinden müßte, wie die Bewohner mit all ihrem Hab und Gut, mit all ihren Wurzeln und Erinnerungen in andere Gegenden, neue Stadtviertel zumeist, verstreut würden. Wenn du das erfährst, und du erfährst es meist Jahre vorher, brauchst du kein Haus mehr zu bauen, keinen Brunnen zu bohren, keinen Baum mehr zu pflanzen. Sternberg würde den Gedanken gern mit den anderen teilen, doch er weiß nicht, ob sie ähnlich empfinden. Die meisten kommen aus großen Städten, nehmen das Bild vor ihren Augen wohl gelassener auf.

Der Gefreite schweigt. Zu selten haben sie sich bisher einander geöffnet, haben sich mehr doch mit Rauheit vor möglichen Verletzungen zu schützen gesucht.

Sternberg muß sich konzentrieren, Entscheidungen treffen, das Nebensächliche aus seinen Gedanken drängen. Er muß die Gruppe so postieren, daß sie möglichst nach allen Seiten hin ein freies Beobachtungsfeld hat. Und nötigenfalls muß er sie sammeln können, dort, wo der Gegner, wenn denn einer auftauchen sollte, von ihnen fürs erste bekämpft werden könnte. „Nimm an, sie schicken eine Kompanie“, sagt der kleine Koschitzke, „dann ‚Gute Nacht‘.“

Sternberg hat ebenfalls schon diese Befürchtung gehabt.

„Nimm an, hier kommt überhaupt keiner lang“, sagt er gegen seinen Willen und beißt sich sofort auf die Lippen.

Hillich nickt. „Abschiebeposten“, meint er und trifft damit genau Sternbergs Überlegungen vor dem Abmarsch. „Das erste Haus“, entscheidet der, „dort sitzen wir uns ein. Freie Sicht nach vorn und den Seiten.“

Sie blicken in die Richtung, in die Sternbergs Hand



weist. Leere Fensterhöhlen starren sie an. Auf dem Dachfirst klebt ein verwaistes Storchennest. Viele Ziegel fehlen oder liegen zerbrochen am Boden. Balken und Sparren sind sichtbar. Der Gefreite geht langsam auf das Haus zu. Der Maschendrahtzaun vor dem schmalen Garten ist niedergedrückt und eingetreten. Seitwärts stehen leere Buchten und Gatter.

„Mensch“, sagt Koschitzke, „sowas kenne ich bisher nur aus Filmen.“ Er verschwindet als erster im türlosen Eingang. Im Innern ist Kälte. Von den Wänden hängen Tapetenfetzen. In einem der Zimmer liegt eine zurückgelassene beinlose Puppe. Stübner hebt sie auf. „Tolles Weib“, sagt er und macht ein paar Tanzschritte. Dabei drückt er die leblose feste Haut an seine Stirn. Sternberg reißt ihm den Plastekörper aus den Händen. „Hör auf mit deinen blöden Späßen.“ Er setzt die Puppe auf das morsche Fensterbrett. Stübner und die anderen verfolgen starr seine Bewegungen. „Hör mal zu“, sagt Hillich schließlich, „du bist nicht Maschutta. Dreh' einen Gang zurück.“

Der Gefreite zuckt zusammen. Es fällt ihm keine Entgegnung ein. Er weiß selbst nicht, warum er so unwirsch reagierte. Der Gag mit der Puppe wäre ihm unter anderen Umständen bestimmt ebenso eingefallen, schon um Maschuttas Reaktion zu testen. Machen sie das jetzt mit ihm? Aus Gewohnheit? Weil er jetzt Maschuttas Platz hat? Und würden sie es mit jedem machen, dem man sie unterstellt? Das hieße doch, hier wirkt ein Mechanismus, ein Rollenspiel, das man, was auch passiert, nie aufzugeben bereit ist. Zu viele Konsequenzen wären damit verbunden, zu selbstverständlich scheint diese Haltung. Woher rührt das? Nie ist er gezwungen gewesen, darüber nachzudenken. Er findet keine schnelle Antwort und kann sich seine eigene Reaktion nur mit der ihn bedrückenden Atmosphäre in diesem toten Haus erklären. Mit der Puppe hatte vor Monaten vielleicht noch ein Kind gespielt. Er sieht Anja, mit der er nach dem Armeedienst ein Haus bauen will. Ein Haus für sie beide und für ihre künftigen Kinder, denn was wäre das Haus, was wäre ihr gemeinsames Leben ohnedem? Leere, denkt Sternberg, Leere, vielleicht nicht wie hier, aber Leere. Auf Dauer sind zwei sich zu wenig. Das glaubt er zu wissen, von seiner Schwester. Die ist geschieden. Zu weit hatten sie ihre Kinder in die Zukunft geplant. Zu viele Dinge erschienen erstrebenswerter über Jahre hinweg, bis sie fast nur noch Dinge, kaum aber mehr sich und die immer wieder vertagten Träume sahen.

Wie anders ist es im Elternhaus gewesen, damals, als die Geschwister noch nicht ausgeflogen waren. Mit allen Nöten hatten sie bei den Eltern offene Ohren und Rat gefunden. Und Feste hatten sie gefeiert, schöne lustige Feste, bei denen die Kinder die Hauptpersonen waren. Und gerochen hatte das Haus, geduftet, denkt Sternberg, geduftet nach Bohnerwachs, gekochten Kartoffeln, getrockneten Pilzen, Tannengrün, dem Rauch, wenn im Herbst die Öfen angeheizt wurden...

Die Gruppe hat sich von ihm abgewandt. Stübner macht sich mit drei anderen draußen am Schuppen

zu schaffen. Hillich, Breitenstein und Gomolla haben ihre MPis gegen die Wand gelehnt.

So kann ich die Dinge nicht laufen lassen, denkt der Gefreite. So nicht. Ich bin zwar nicht Maschutta, da hat Hillich ganz recht, auch wenn er es anders meint, aber ich muß Maschuttas Platz ausfüllen, ob es mir paßt oder nicht. An nichts anderem wird mich der Oberleutnant messen. Es muß ja zwangsläufig ein anderer Maßstab sein, als der, den die Gruppe mir abfordert.

Verwundert bemerkt Sternberg, daß er allmählich den Blickwinkel, mit dem er bisher alle militärischen Angelegenheiten beurteilte, aufzugeben bereit ist. Jetzt hat er Befehle nicht nur auszuführen, jetzt muß er selbst welche erteilen. Der Unterschied ist groß, und die Folgen sind beträchtlich. Die Ebene, von der aus der Zugführer urteilt, scheint auf einmal nicht mehr so weit entfernt. Es kann nicht die seine sein, aber er hat sich ihr angenähert, und er ahnt, daß er sich mit allem, was er im Folgenden tun wird, wenn er ernsthaft tut und es als seine eigene Angelegenheit begreift, in erster Linie seinem eigenen Urteil stellen muß.

Sternberg hört Holz splittern. Er beugt sich aus dem Fenster und sieht, wie Stübner die eingetretene Schuppentür beiseiteschiebt. Im Gefreiten steigt Zorn auf. Sein Gefühl sträubt sich gegen die Zerstörung, obwohl hier ohnehin alles nur noch für kurze Zeit existiert. Es fällt ihm zunächst nicht auf, daß die Tür vor Stübners Tritt merkwürdigerweise noch verschlossen gewesen war, als hätte jemand dadurch seine Hoffnung auf Wiederkehr ausdrücken wollen.

„Reinkommen!“ ruft Sternberg mit mühsam unterdrückter Wut, „aber ein bißchen plötzlich.“

„Mach's halblang.“ Erst nach geraumer Zeit gehorchen sie widerwillig.

Der Gefreite entschließt sich, Dreierposten einzuteilen und im Zwei-Stunden-Rhythmus abzulösen. Die ersten Posten sind Breitenstein, Hillich und Koschitzke. Zumindest auf Breitenstein und Koschitzke kann er sich einigermaßen verlassen. Das ist wichtig am Anfang. Er wird sie nicht ständig beaufsichtigen können, und er will es auch nicht. Auch Maschutta täte das nicht. Aber das kann Sternberg jetzt nicht vergleichen. Trotzdem wird er aufpassen. Wenn Hillich die beiden anderen beschwätzt, setzen sie sich womöglich in eine Ecke und erzählen sich was. Der Befehl zur Sicherung muß ja nicht unbedingt eine Abschiebeaktion Kowalskis sein. Sternberg muß ihn schon ernst nehmen, zumal ihm der Zugführer befohlen hatte, gegnerische Aktivitäten unverzüglich über Funk oder mittels Leuchtsignal zu melden.

„Die anderen bleiben unten“, sagt der Gefreite. „Gomolla bleibt mit dem Funkgerät zu meiner Verfügung.“ Er reicht Hillich das Fernglas und steigt mit ihnen zum Boden hinauf, um das Sichtfeld zu überprüfen.

Gomolla, Stübner, Lehmann und Wernicke lassen sich im einstigen Wohnzimmer nieder. Man raucht. Gomolla überprüft das Funkgerät. „Scheiße“, murmelt er schließlich. „Verdammte Kiste. Daß mir das



passieren muß.“ Man schaut ihm neugierig auf die Finger.

„Siehste nicht durch?“ fragt Stübner grinsend.

„Quatsch, der dämliche Kasten hat 'ne Macke, und ich weiß nicht welche.“

Als Sternberg vom Boden herunterkommt, erfährt er, daß Gomolla vor dem Abmarsch das Gerät übernommen hat, ohne es auf seine Funktionstüchtigkeit zu überprüfen.

„Und was wird jetzt?“ schreit er dem Soldaten ins Gesicht. „Was? Wie sollen wir melden, wenn hier wirklich was losgeht? Kannst du mir das sagen? Mich kriegen sie am Arsch, mich. Eure Schlamperei hängt mir zum Halse raus, versteht ihr? An Maschuttas Stelle hätte ich schon lange mal durchgegriffen.“

Sternberg hält erschrocken inne. Er ist an Maschuttas Stelle. Wieder wird er darauf gestoßen, muß seine Aufgabe annehmen. „Es mußte schnell geh'n“, sagt Gomolla entschuldigend. „Außerdem hat uns ja der Oberleutnant erlaubt, bei unterbrochener Verbindung ein Leuchtsignal zu schießen, wenn's brenzlich wird.“

„Sieh' nach, woran es liegt“, unterbricht ihn Sternberg. „Das Signal gilt nur als Ausnahme. Ohne die Kiste sind wir ohne Kontakt.“

Er weiß, die Funktionsprobe vor dem Abmarsch hätte er überwachen müssen. Er weiß es jetzt.

Die Sonne steht flach über dem Horizont. Es wird kälter. Leichter Dunst schwebt in der Luft, begrenzt mehr und mehr die Sicht. Sternberg kauert bei den neuen Posten auf dem offenen Dachboden und blickt auf das schmale Band der Straße.

„Was tun wir, wenn sie uns mit geballter Technik zu Leibe rücken?“ fragt Lehmann.

Der Gefreite wendet sich ihm zu. „Geballte Technik geht nicht. Dazu müßten sie die Straße instand setzen. Die ist mehrfach unterbrochen dort vorn.“

„Und die Felder?“

„Zerfahren. Ausgeweicht. Selbst eine Gruppe ohne Technik hätte Schwierigkeiten. Außerdem wäre es ein riesiger Umweg für sie. Die Straße ist ihre einzige Möglichkeit.“ Er hofft voller Spannung, daß er recht behält.

Stübner, der seitlich von ihnen hockt, wendet jäh den Kopf. „Wozu starre ich dann auf die Felder?“

Sternberg, dessen Gereiztheit sich noch nicht gelegt hat, zwingt sich zu einer ruhigen Erwiderung: „Es sind Vermutungen, keine gesicherten Tatsachen.“ Er erhebt sich und geht zur Treppe. Unten im Flur verharert er. Von der Rückseite des Hauses dringt das Geräusch splitternden Holzes. Sternberg läuft zum Wohnzimmerfenster. Hillich zerkleinert die Schuppentür. Breitenstein und Koschitzke schleppen das zurückgelassene Brennholz herbei. Neben der Hauswand brennt ein Feuer. Mit einem gehockten Sprung ist Sternberg draußen. „Feuer aus!“ sagt er leise, aber nachdrücklich. Sie reagieren nicht. „Feuer aus!“ wiederholt der Gefreite.

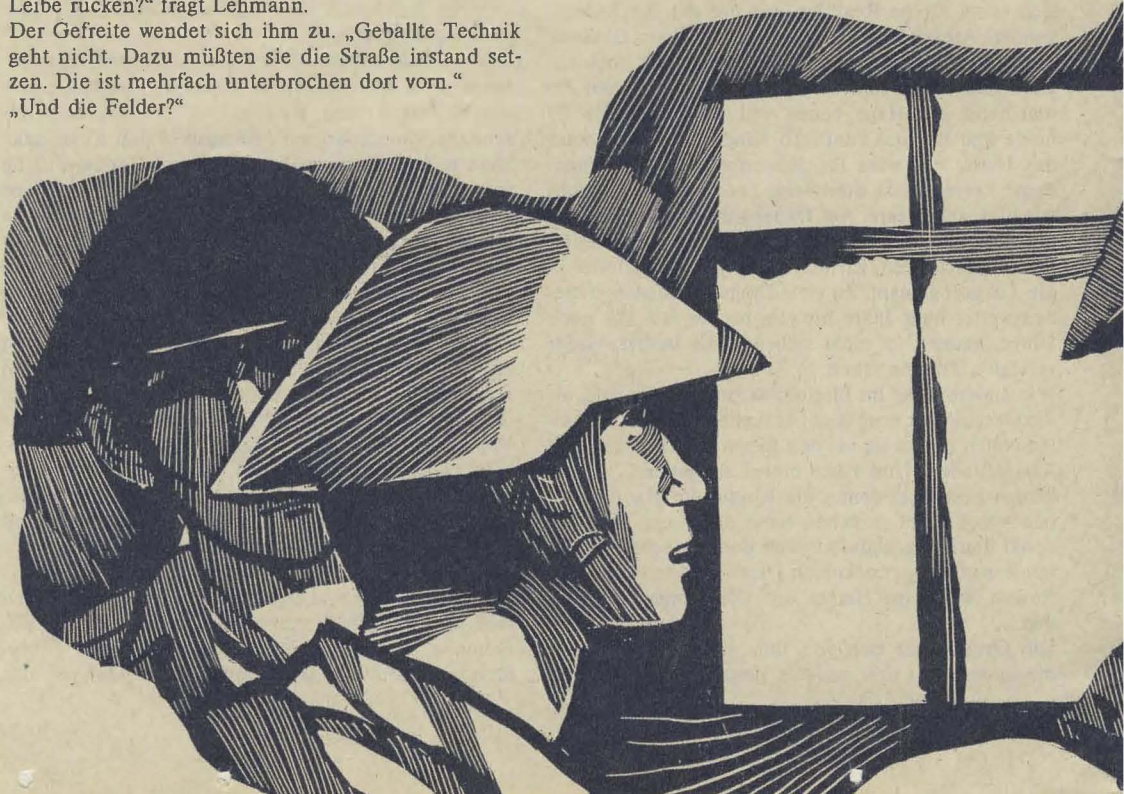
Hillich wirft einige Brettstücke in die Flammen, meint: „Gib einem Menschen einen Posten, und du erkennst ihn schon nach Stunden nicht wieder.“

„Willst du dir deine besten Teile abfrieren?“ fragt Koschitzke. „Wer weiß, wie lange wir hier noch rumsitzen müssen.“

„Kein Feuer, hab ich gesagt!“ Sternberg bleibt hart.

„In einer Stunde wird's dunkel. Man könnte es meilenweit seh'n.“

„Du denkst jetzt in größeren Dimensionen“, spöttelt Hillich. Niemand macht Anstalten, Sternbergs Befehl auszuführen. Mit einer unkontrollierten Bewegung stößt er Hillich beiseite und schiebt mit dem Stiefel





Sand in die Flammen. Das verunsichert den Soldaten. Sternberg handgreiflich vom Ersticken des Feuers abzuhalten, wagt er nicht. Breitenstein und Koschitzke sehen enttäuscht und aufgebracht zu, wie der Gefreite die Flammen begräbt. „Mann“, sagt Hillich, „dagegen war es unter Maschutta das reinste Vergnügen. Daß einer von uns den Geikel hier so ernst nehmen kann...“ Er muß sich Luft machen. Mit scharfem Tritt schlägt er den kleinen Berg Holzscheite auseinander.

„Im Ernstfall“, sagt Sternberg ein wenig hilflos, aber er wird sofort unterbrochen. „Komm du mir nicht auch noch mit deinem Ernstfall“, ruft Hillich. „Mein gesamtes bisheriges Leben lang hat man Ernstfälle in meinen Kopf gestopft. Die ganze Welt schien ein einziger Ernstfall zu sein, theoretisch. Aber nach der Theorie, wenn wir nach Hause gingen, war gewöhnlicher Alltag. Die Leute lachten, sofften, rackerten, machten Kinder oder reparierten ihre Gartenzäune. Die redeten von ganz was anderem. Ist doch normal, oder? Ist doch Frieden. Und weil deine Ernstfälle nur im Kopf oder hinter dem Ozean passierten, deswegen kann ich sie nicht so leicht und auf Bestellung in dieses Land hineindenken. Ist dir das wirklich so fremd, oder spielst du uns nur was vor?“ „Zum Kuckuck, muß denn Krieg sein, damit man mal seine Scheißgleichgültigkeit verliert? Du begreifst anscheinend nur, was in dein Konzept paßt.“

„Begreifen, geht's denn nur ums Begreifen? Wie hast

du's denn so plötzlich begriffen? Bis gestern hörte man andere Töne von dir. Oder irre ich mich da?“ Sternberg preßt die Lippen aufeinander. Wieder so eine Frage, die ihn trifft und aufstört, die er nicht gleich beantworten kann. Er will in sich hineinhorchen. Wer redet da? Bist du es, der redet? Oder sprichst du nur so, weil du sie nun zu führen hast und der Oberleutnant dir auf die Zehen tritt, wenn du am Ende eingestehen mußt, gescheitert zu sein? Auch dich haben doch solche wie eingepaukt wirkenden Sätze nie überzeugt...

„Weißt du“, sagt Hillich unerwartet mit verändertem Ton in der Stimme, „Ernstfall, wenn du schon davon sprichst, das ist für mich dieses Dorf hier mit den toten Augen der Häuser, die gerodeten Bäume gehören dazu, die gestorbene Heimat der Leute... Hier kann ich mir das zum erstenmal vorstellen. Aber nicht auf Befehl, Mensch!“

Koschitzke und Breitenstein sehen ihn stauend an. Sternbergs Miene ist noch immer reglos. Er hat ähnliche Emotionen gehabt, doch Hillich hätte er sie bis zu diesem Augenblick strikt abgesprochen. Trotzdem fragt er sich, warum Hillich aus seinen Empfindungen keine Konsequenzen zieht, warum er mit dem Aufbrechen des Schuppens die Zerstörung sogar noch zu vollenden schien.

Lehmann hastet heran. „Hinter uns, auf der Straße, ein Traktor“, meldet er zusammenhanglos. Sternberg glaubt an einen Spaß Stübners. Da hört auch er das näherkommende Knattern eines Motors.

„Geh' wieder rauf“, sagt er zu Lehmann. Koschitzke

Fortsetzung auf Seite 93





# **DU BRAUCHST DIE ENERGIE DICH BRAUCHT DIE ENERGIE- WIRTSCHAFT**



Der Kraftwerksanlagenbau der DDR  
produziert und rekonstruiert im  
erforderlichen Umfang und in  
zuverlässiger Qualität die  
Kraftwerksanlagen zur Elektro- und  
Wärmeenergieerzeugung für Wirtschaft  
und Bevölkerung der DDR.





Für den Einsatz in den verschiedenen Betrieben – insbesondere in der Projektierung des Betriebsteiles Berlin-Marzahn – und auf den Baustellen des VEB Kombinat Kraftwerksanlagenbau (KKAB) unterbreiten wir Ihnen folgendes

### Arbeitsplatzangebot:

- |                              |                           |
|------------------------------|---------------------------|
| 1 Ingenieure                 | 9 Meister (Masch.-bau,    |
| 2 Technologen                | E-Techn., Schweiß-Techn.) |
| 3 Projektanten/Konstrukteure | 10 Anlagenmonteure        |
| 4 TKO Ing./Mitarbeiter       | 11 Metallfacharbeiter     |
| 6 Sekretärinnen              | 12 Schweißer              |
| 7 Fachkräfte für EDV         | 13 Isolierer              |
| 8 Technische Zeichner        | 14 TuL-Facharbeiter       |
|                              | 15 BMSR-/Elektromonteure  |

Die Vielzahl der Einsatzmöglichkeiten in fast allen Bezirken der DDR, die damit verbundenen persönlichen Vorteile und der gute Verdienst bei verantwortungsbewußten Leistungen lohnen es, sich unsere Angebote näher zu betrachten. Durch Übersendung des ausgefüllten Kupons, aufgeklebt auf einer Postkarte oder in einem Briefumschlag an den

VEB Bergmann-Borsig  
Stammbetrieb des KKAB  
Zentrales Informationsbüro  
Hans-Beimler-Str.91–94  
Berlin  
1017

erhalten Sie von uns ein Informationsmaterial, aus dem Sie die entsprechenden Angaben für eine Tätigkeitsaufnahme in unserem Kombinat entnehmen können.

Ich bitte um Zusendung von Informationen zu den KAB-Arbeitsplätzen

1 2 3 4 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15

(zutreffendes ankreuzen)

an:

Name, Vorname

Anschrift

Meinen Arbeitsplatz wünsche ich mir:

am Wohnort: \_\_\_\_\_ im Bezirk/Kreis: \_\_\_\_\_

an einem beliebigen Ort in der DDR

☐

Ich verfüge über Wohnraum am gewünschten Arbeitsort

☐

Ich bin bereit, eine Montagetätigkeit auszuüben

☐

Ich verfüge über einen Berufsabschluß entsprechend des KAB-Arbeitsplatzangebotes als

Facharbeiter ☐ Meister ☐ Hoch- bzw. Fachschulkader ☐

### Berlin:

an: VEB Bergmann-Borsig/  
Stammbetrieb des Kombines  
Kraftwerksanlagenbau,  
Hans-Beimler-Str.91–94,  
Berlin, 1017  
Telefon: 4 38 55 94

### Lubmin

an: VEB Bergmann-Borsig/  
Stammbetrieb des Kombines  
Kraftwerksanlagenbau, Betriebs-  
teil Lubmin, Lubmin, 2228  
Telefon: Wusterhusen 40

### Stendal

an: VEB Bergmann-Borsig/  
Stammbetrieb des Kombines  
Kraftwerksanlagenbau, Betriebs-  
teil Stendal, PSF 900,  
Stendal, 3500  
Telefon: Arneburg 70

### Bitterfeld

an: VEB Industrie- und Kraft-  
werksrohrleitungen Bitterfeld –  
Leitbetrieb,  
Glückaufstr.2, Bitterfeld, 4400  
Telefon: 6 70

### Bebitz

an: VEB Flanschenwerk Bebitz,  
Lebendorfer Str.1, Bebitz, 4341  
Telefon: Bernburg 83 06

### Leipzig

an: VEB Industrie- und Kraft-  
werksrohrleitungen Bitterfeld –  
Leitbetrieb, Betriebsteil Montage-  
werk Leipzig, Bitterfelder Str.19,  
Leipzig, 7021  
Telefon: 56 16/4 80

### Dresden

an: VEB Bergmann-Borsig/  
Stammbetrieb des Kombines  
Kraftwerksanlagenbau, Betriebs-  
teil Montagehilfsleistungen  
Dresden, Karl-Marx-Platz 2b,  
Dresden, 8060  
Telefon: 5 33 42

### Karl-Marx-Stadt

an: VEB Dampfkesselbau Karl-  
Marx-Stadt, Annaberger Str.101,  
Karl-Marx-Stadt, 9048  
Telefon: 5 80 81

### Erfurt

an: VEB Feuerungsanlagenbau  
Erfurt, Am Laitrand 1, Erfurt-  
Bischleben, 5032  
Telefon: 6 55 15

### Sprechzeiten:

dienstags 9.00–11.00 Uhr und  
13.00–18.00 Uhr  
donnerstags 9.00–11.00 Uhr und  
13.00–15.00 Uhr  
freitags 9.00–11.00 Uhr

Nutzen Sie auch die Informationsmöglichkeiten durch einen persönlichen Besuch in unseren weiteren Informations- und Beratungszentren in:

Reg.-Nr. 185/IV/87



# Zugpferd und nicht Klotz am Bein

Marschbefehl für die funktechnische Kompanie. Ein neuer Standort soll mit den mobilen Stationen bezogen werden. Antennenabbau, Verladen. Nach wochenlanger Standzeit haben die ZIL-157 mit Kofferaufbau, die Tatra-813, die Ural im Anhängerbetrieb sofort volle Leistung zu bringen. Trotz Wartung und Pflege ist die Gefahr eines Ausfalls groß, und der Pannenteufel läßt die Einheit nicht ungeschoren rollen; weit vor dem Ziel gibt ein ZIL-Motor mit Pleuellagerschaden seinen Geist auf. Für die folgenden 120 Kilometer sieht der Fahrer kaum mehr als die Rückfront des ihn abschleppenden

Urals. Der Kfz-Werkstattverantwortliche leitet unterwegs alles Nötige für einen Motorwechsel in der Feldstellung in die Wege. Über Funk wird das Materiallager benachrichtigt.

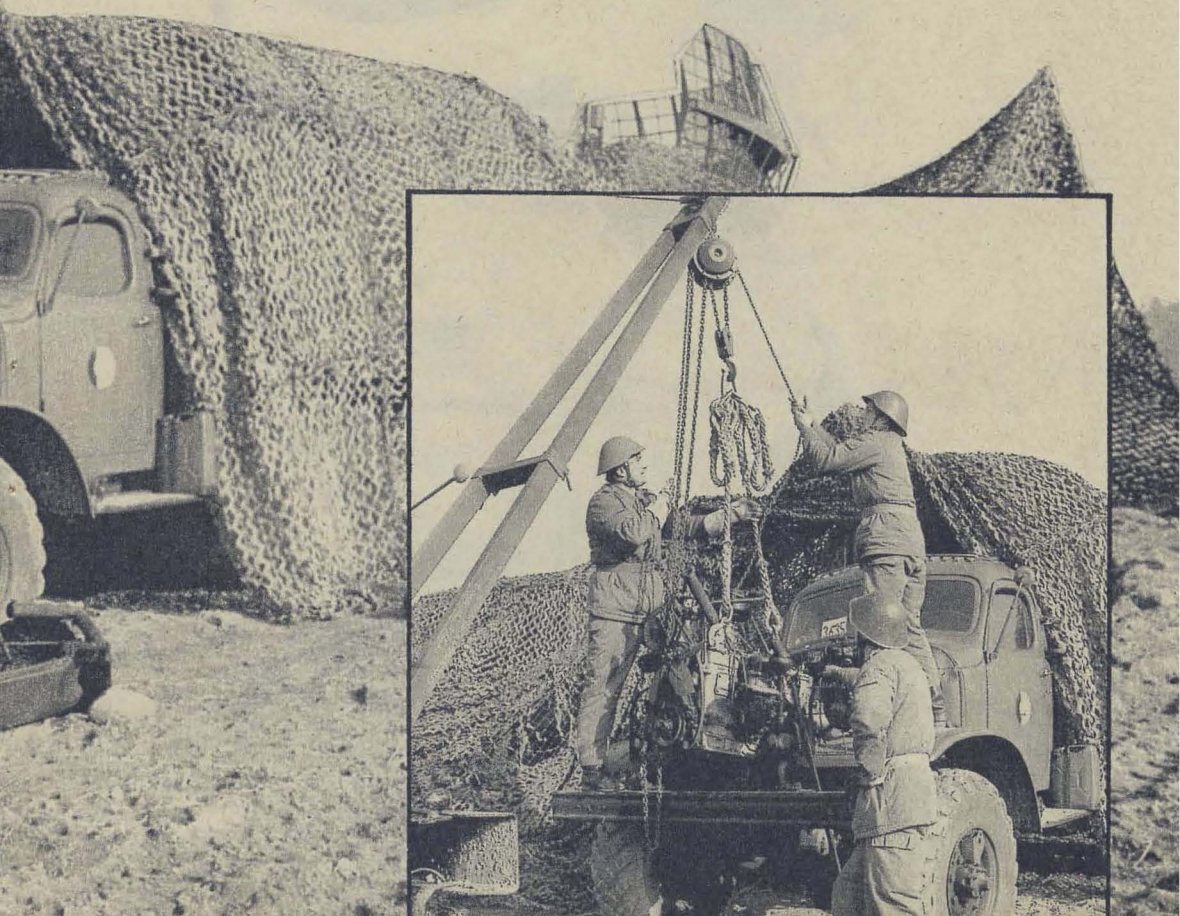
Kaum steht der defekte LKW dann unter dem Tarnnetz, kommt Leben unter seine Motorhaube. Schnell soll alles gehen, damit der ZIL im Falle einer erneuten Verlegung kW-starkes Zugpferd und nicht Klotz am Bein ist. Der kaputte Motor wird herausgehoben und der neue, inzwischen aus dem Lager eingetroffene, mit dem





Kranarm des W-50 in das schwarz-  
gährende Loch des Motorraumes  
eingesetzt. Da müssen die Mus-  
keln der Soldaten spielen, wenn  
plötzlich irgendwo ein Zentimeter  
zuviel zu sein scheint. Vor allem  
aber zählt ihr Können, denn ein  
Motorwechsel am LKW ist schließ-  
lich nicht so einfach, wie eine her-  
untergesprungene Kette am  
Fahrrad aufzulegen! Und sich bei  
der LKW-Reparatur zu irren – das  
wäre ein zu teurer Weg der  
Erkenntnis.

*Den fliegenden Motorwechsel  
beobachtete Oberstleutnant  
Bernd Schilling.*





Die Autobahn ist fast leer.  
Mein Ikarus schnurrt ab wie eine Biene.  
Ich fahre Sportler nach Oberhof.  
Die Jungs hinter mir schlafen.  
Ruhe im Bus.  
Zeit zum Nachdenken, zum Erinnern.  
Seit ein paar Tagen bin ich Reservist.  
Der Gefreite Michael Wienberg  
hat's geschafft, sie sind vorüber —

# Meine achtzehn Monate



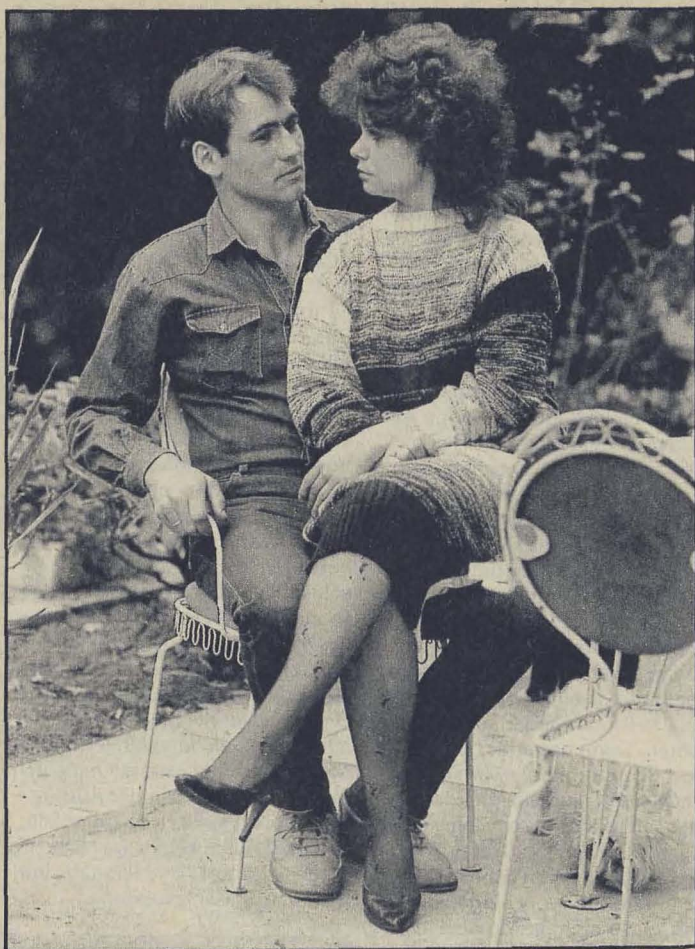


Maureen hatte nur geweint, als der Einberufungsbefehl kam – ein Befehl von hunderten, die auf mich warteten. Sie sah alles zusammenstürzen; wir waren ja noch nicht verheiratet. Ich war auch sauer. Daß der Tag kommen würde, war ja klar, das gehört ja dazu. Aber plötzlich so konkret ...

Zur Fahne zu müssen, das bedeutete für mich nur Verlust: die Trennung von Maureen, anderthalb Jahre lang keine tausendvierhundert, sondern hundertfünfzig Mark im Monat, sich von jedem was sagen lassen müssen, im Dreck rumkriechen ... Manche, die schon gedient hatten, erzählen ja auch regelrechte Schauernmärchen. Heute weiß ich es besser, aber vor anderthalb Jahren – Mann, war ich am Boden. Meine Devise war: Mit mir macht keiner, was er will. Ich bin eins sechsendachtzig groß, und zusammen mit meiner großen Klappe hat das immer Eindruck gemacht, nicht nur auf Mädels.

Die Nacht vor dem Einrücken hab ich kaum geschlafen. Manche hatten Schnaps und Bier mit für den Transport. Den Fehler hab ich erst gar nicht gemacht. Wird sowieso weggenommen, ist doch normal. Der erste Tag – alles nur im Laufschrift. Ich kam mir vor, als wäre ich ein Nichts. Bis vor ein paar Stunden noch war ich ein geachteter Mann, zu Hause und im Betrieb, und plötzlich nur 'ne Nummer. Ich schäme mich gar nicht, das zu sagen: Abends im Bett habe ich tatsächlich geheult. Auf meiner Stube war noch einer aus meinem Ort, aus Strausberg. Wir beide taten uns zusammen und beschlossen: Je schneller wir begreifen, wie das so langgeht, desto besser kommen wir hier durch. Durchkommen, es irgendwie hinter sich bringen, so habe ich das damals gesehen.

Nach der zweiten Woche hatte ich Geburtstag. Der sollte schrecklich werden. Ich war eingeteilt zu einem Tatra-Lehrgang und mußte dafür in ein anderes Objekt fahren. Dorthin war Maureen gekommen. Mit ihr ging ich in die Klubgaststätte. Allerdings ohne



Ausgangskarte! Ich habe drei Bier und drei Kurze getrunken. Wir wollten ein bißchen feiern, na und? Tja, ich war vereidigt, ich war belehrt, ich hätte es wissen müssen. Und wurde bestraft mit vierundzwanzig Stunden Arrest. Das bedeutete, außer Nachtruhe und essen, ununterbrochen schrubben, wischen, auf den Knien liegen. Ich hätte in den Erdboden versinken können. Mein Leben lang vergess' ich das nicht. Keine Frage, die Vorgesetzten waren im Recht, ich hatte mir einen groben Verstoß gegen die Vorschrift geleistet; aber das akzeptierst du doch in so einem Moment nicht.

Die Ausbildung läßt einem wenig Zeit zum Grübeln. Schwierigkeiten hatte ich nicht, mit einer Ausnahme. Die dreitausend Meter habe ich mit der Eins durchgezogen, Sturmbahn war keine Hürde für mich, aber die Schutz-

ausbildung! Klar hab ich die Norm dann geschafft mit vier Minuten zwanzig, aber frag nicht, was das für Willenskraft kostet. Ich saß an Sommertagen mit Vollschutz hinterm Lenkrad, da lief mir das Wasser schon oben aus den Handschuhen, so schwitzt du da. Ich bin auch mal umgekippt bei zwei- und dreißig Grad im Schatten. Da hilft nur zusammenreißen und alles an Kraft rausholen, ganz einfach, weil ich keine Memme sein und mitziehen wollte mit meinen Kumpels, die das ja auch gepackt haben. Man muß schon mal die Zähne zusammenbeißen, auch wenn man denkt, die Stiefel kriegt man nie wieder runter von den geschwellenen Füßen. Das ist doch alles ein Klacks gegen das, was wir mit der ganzen Schinderei verhindern wollen. Weiß ich heute, wohlgermerkt!



In der Anfangszeit habe ich mein Einsehen nur gespielt, hab' nur so getan, als würde ich mich unterordnen. In Wahrheit ging mir manchmal wirklich der Knopf auf, weil ich alles ganz anders und besser machen wollte. Dem Unteroffizier zum Beispiel, den ich vor die Nase gesetzt kriegte, dem wollte ich unbedingt beweisen, daß er ein paar Nummern zu klein für mich war ...

Ich habe mich immer schon sehr für Technik interessiert. Drum hab' ich mich oft nach Dienstschuß noch freiwillig für schwierige Aufgaben gemeldet und mich unter jedes Auto gelegt. Macht mir Spaß, sowas. Ich wurde für die Tatra-Technik spezialisiert – Klasse! Das ist was Handfestes. 196,8 PS hat so einer unter der Haube. Mein Zugführer war damals Fähnrich Heinicke, ein Mann, der seine Sache versteht und mit dem man gut arbeiten konnte. Er fischte sich Leute raus, die die Tattras wieder aufmöbeln sollten. Denn besagter Unteroffizier, Gruppenführer war er, hatte das nicht in die Reihe gekriegt. Mensch, die Autos sahen aus, hättenst heulen können. Unser Zugführer hat mir die Technik anvertraut. Ihm war wohl aufgefallen, daß ich da nicht grad zwei linke Hände habe, daß ich noch spät- abends in der Schwarzkombi rumrannte, nie danebenstehen konnte, wenn es Arbeit an den Autos gab, und daß ich vor allem Schlamperei nicht ausstehen kann. Was soll ich groß sagen – ich wurde vorzeitig befördert, und ich wurde Gruppenführer.

Ich und Vorgesetzter, in meinen kühnsten Träumen war sowas nicht drin! Ich bin ziemlich ehrgeizig, geb' ich gern zu; und nun wollte ich auch, daß was bei der Sache rauskommt. Als Munitionstransport-Gruppenführer hatte ich dafür zu sorgen, daß unsere fünf Tatra-148-Sattelzüge unbeschadet, sicher und pünktlich am befohlenen Ort ankommen. Ich fuhr immer das erste Fahrzeug. Es kann mit zwanzig Tonnen Last beladen werden. Du kannst dir vorstellen, wie das schiebt, wenn man plötzlich bremsen muß, angenommen vor einem Schlammloch. Blickig fahren; hab ich immer gesagt,

hellwach und vorausschauend, mit Gefühl bis in die Fingerspitzen und konzentriert auf die Aufgabe. Denn von uns hing ja mit ab, wie das Regiment insgesamt dandand.

Aber gut fahren, die Technik tip-top halten, blind herausfinden, wo was an der Maschine nicht stimmt, mit Karte und Kompaß umgehen – das war alles nur die eine Seite. Wirklich schwer war für mich, Vorgesetzter zu sein. Der Kompaniechef forderte von mir mehr als von jedem Soldaten. Ich sollte Vorbild sein und Autorität haben. Meine Erfahrung: Das schaffst du nur mit Leistung. Die Vorgesetzten gingen nach Dienst nach Hause, aber ich war immer da, mußte mich durchsetzen, mußte meine Kumpels auch bestrafen, wenn sie Befehle schlecht ausführten. Das sagt sich so hin, aber da klopft einem selber das Herz. Zum Beispiel hatte ich die Grundausbildung mit den Soldaten des nachgerückten ersten Diensthalbjahres durchzuführen. Ich mußte also befehlen lernen. Meine Methode war: Ich habe den Sinn jedes Befehls in der Ausbildung vorher erklärt, so gründlich, daß im Grunde keiner was falsch machen konnte. Und ich habe vorgemacht, was ich verlangen

mußte. Damit haben wir die besten Ergebnisse geschafft. Manche Burschen taten mir auch leid, solche, die sich redlich abmühten und es doch nicht so gut und schnell machten wie andere. Denen habe ich ganz unauffällig geholfen, so, daß sie das gar nicht mitkriegten. Ich bring' das nicht – rumschreien, grob sein, den starken Mann spielen. Mir ist das zuwider. Das geht gegen die Würde anderer Menschen, und sowas hat in unserer Armee nichts zu suchen, finde ich. Sachlich und vernünftig miteinander umgehen, daß paßt mir besser. Das heißt nun aber nicht, daß alles so schön glatt lief; ich mußte auch mein Lehrgeld bezahlen.

Der Tatra-Gruppenführer war sehr dagegen, daß ich seinen Platz einnehmen sollte. Half nichts, ihm übertrug man eine andere Gruppe, ohne große Technik. Nun waren wir beide in einem Zug, waren beide Gruppenführer, wohnten in einer Stube, schliefen in einem Doppelstockbett, ich unten, er oben. Er neidete mir, was ich technisch draufhatte, und ich nahm ihn, einen Unteroffizier, nicht für voll. Und nun so dicht beieinander! Ich sagte mir, igno-





rieren geht nicht, sich an Alltagskram aufreiben auch nicht, den anderen lächerlich machen schon gar nicht. Also sind wir uns aus dem Wege gegangen. Wer kann auf Dauer so leben? Mit der Zeit haben wir gegenseitig die Stärken des anderen akzeptiert. Er ist zwar in technischen Dingen ein Tolpatsch, mach was; aber die Organisation des Innendienstes mit all dem Kram, der da dranhängt, damit in einer Kompanie alles läuft – da war er nicht zu schlagen. Wir hatten dann mal beide eine Aussprache unter vier Augen. Von da an ging's. Zu guter Letzt konnten wir sogar zusammen lachen.

Mit einem anderen lief es genau umgekehrt. Es war der aus meinem Heimatort, anfangs mein Kumpel. Weil er immer das große Wort führte und auf stark machte, war er bei den Jungs unheimlich gut angesehen. Als ich dann Gruppenführer geworden war, versuchte er aus Neid, weil er den Posten nicht bekam, unsere Freundschaft auszunutzen, für Urlaub und Ausgang. Bei mir kein Stück – gerecht und sauber bleiben, das ist sehr wichtig in der Truppe. Als das also nicht klappte, versuchte er, mich bei den Sol-

daten unmöglich zu machen. Ihm fiel da zwar 'ne Menge ein, klappte aber auch nicht so richtig. Dann hat er sich ein paar Dinger erlaubt, die wirklich schwer gegen die militärische Disziplin verstießen. Ist morgens einfach nicht aufgestanden, hat im Park während des Dienstes geschlafen – muß man sich mal vorstellen, als Soldat, als erwachsener Mann! Natürlich wurde er bestraft. Und die Kumpels, die er vordem regelrecht aufzuwiegeln versucht hatte, die kehrten sich von ihm ab. Weil das kein Ulk mehr war, sondern offen feindselig und mies. Er war bis zum Schluß mein Unterstellter, hielt sich zurück, stand aber allein in der Gruppe. Die anderen Soldaten hatten ihn innerlich hinter sich gelassen.

Meine Erfahrung: Das Schwere waren nicht die Feldlager in Frost und Hitze, nicht die Märsche mit kaum Schlaf, nicht die endlosen Wochenenden, an denen du keinen Ausgang hast, nicht das Schuften und schon gar nicht das Grüßemüssen. Für mich war das Schwere, zu erreichen, daß alle mich als einen der Ihren ansahen, auch wenn ich ihr Vorgesetzter geworden war. Sie sollten merken, ich strengte mich an,

damit alles lief und jeder seine Aufgaben schaffte, und damit alles ordentlich und kameradschaftlich zuging. Sie sollten mitkriegen, daß ich meine Sache ehrlichen Herzens ernst nahm, denn Vorteile hast du keine, wenn du als Gefreiter Gruppenführer bist, bis auf die paar Piepen Zuschlag.

Ich weiß nicht, wie es woanders aussieht, aber ich war zufrieden, daß ich ins Artillerie-Regiment „Rudolf Gypner“ gekommen bin; man konnte sich als Soldat wohlfühlen. Die Unterkünfte sind in Ordnung, das Essen schmeckte, eine schöne Sporthalle ist da, alles sauber und in Schuß. Liegt sicher mit am Chef. Ich war nebenbei Zweitfahrer des Regimentskommandeurs. Das ist ein Offizier, zu dem ich hochblicke, ehrlich. Wenn es nötig ist, schläft er drei Tage nicht und zieht voll durch; ich hab' das erlebt. Und ich stand daneben, als er den Reservisten zeigte, wie man die Handgranate sechzig Meter weit wirft. Wenn du solche Vorgesetzten wie diesen Oberstleutnant Landmann erlebst, dann kriegst du Vertrauen, eigenartigerweise auch zu dir selber. Mir ging das so. Unseren großen Kommandeur werde ich genauso wenig vergessen wie Fähnrich







Heinicke und andere Männer, die mich durch ihre Klugheit und ihr ganzes Auftreten beeindruckt haben. Übrigens, unser Regimentskommandeur saß während der Parade am 7. Oktober neben mir im UAZ. Ich war bestimmt worden, dieses Fahrzeug zu fahren. Es führt unseren Truppenteil zur Parade an, und darin fährt auch die Regimentsfahne mit. Im Jahr davor habe ich das auch schon gemacht. Ich rede nicht von Stolz, das behält man für sich. Aber was das für eine Riesenaufregung war, darüber könnte ich stundenlang reden! Ich habe das Auto vorher total zerlegt, jedes Teil überprüft und wieder eingebaut, als wäre das mein Meisterstück, damit während der Parade bloß nichts passierte. Ging klar, ist doch Ehrensache.

Maureen hat es sich im Fernsehen angeguckt. Nach den ersten neun harten Wochen Armee und dem ersten Urlaub hatten wir geheiratet. Bis auf ganz seltene Ausnahmen haben wir uns jeden Tag geschrieben. Auch meine Frau hat sich verändert während meiner anderthalb Jahre. Selbständiger ist sie geworden, irgendwie sicherer. Ich finde, die Trennung hat bei uns alles inniger gemacht. In der Truppe hab ich arme Teufel erlebt, die die Schei-

dungsklage geschickt bekamen. Mädels, die die große Liebe versprechen und den Mann dann alleine lassen, wenn er Soldat ist und es schwer genug hat – nee, du. Meine Frau ist 'ne hübsche Frau. Aber ich hatte die ganze Zeit volles Vertrauen zu ihr. Und sie konnte es auch zu mir haben.

Als ich zur Fahne kam, war ich dreiundzwanzig. Und ich hatte gedacht, ich bin ein Mann. Ich sag dir: Richtig zum Mann bin ich erst bei der Armee geworden. Einer, der vor Schwierigkeiten nicht wegläuft, sondern seine Kräfte ruhig einschätzt und dann tut, was zu tun ist. Einer, der seine Fähigkeiten und auch seine Grenzen kennt. Das habe ich dort gelernt, unter anderem. Gelernt habe ich, mit anderen Menschen vernünftiger umzugehen, achtungsvoller und kritischer. Ich habe Achtung bekommen davor, was Männer in der Armee leisten und womit sie manchmal fertig werden müssen. Das erkennst du erst, wenn du dabei bist. Ich habe gelernt, um Hilfe zu bitten, wenn ich was nicht alleine kann oder weiß – hätte ich früher nie gemacht. Ich bin härter geworden, nicht nur körperlich, kann was wegstecken, kann mir was zumuten, was ich früher für unmöglich gehalten hätte. Ich denke, ich bin reifer geworden, jemand, auf den man sich verlassen kann, auch wenn es mal um etwas sehr Ernstes geht.

Ich weiß, es gibt Vorgesetzte, die sind selbst dran schuld, wenn die Soldaten die Tage zählen. Ich hatte auch ein Bandmaß, das ist nun mal so Brauch, auch wenn es mehr in den Kindergarten gehört. Das ganze letzte Jahr über hatte ich es nicht mehr einstecken. Wenn die Armee nur Männer hätte, die recht und schlecht über die Runden kommen wollen, und zwar mit dem Hintern an der Wand, dann sähe es traurig aus. Ich weiß aber, so wie ich sind es in jedem Jahr Tausende und Tausende, die nach Hause gehen und 'ne ganze Menge begriffen haben. Zum Beispiel, daß unsere Armee ihr Teil dazu tut, damit Gleichgewicht bleibt und Ruhe und Frieden; da kannst du aber sicher sein. Und daß die Jungs alles lernen, was sie können müssen, um sich und uns alle mit zu verteidigen, falls das sein muß. Jeder von uns hat doch was zu verteidigen, zumindest doch sein Leben. Maureen und ich wollen zwei Kinder haben, und denen soll es gut gehen, und mein Junge soll mal seine Armeezeit genauso ohne Blutvergießen erleben können wie ich. Ich will meinen Kfz-Meister machen und vielleicht eine kleine Werkstatt einrichten, mal sehen. Da kann ich vieles gebrauchen, was ich bei der Fahne gelernt habe.

Meine 543 Tage und Nächte sind vorbei. Die ersten davon waren schlimm. Geht jedem so. Soldat sein muß man lernen wie alles andere auch. Klappt nicht auf Anhieb. Aber jeder kriegt bei der Truppe Gelegenheit, zu zeigen, was in ihm steckt. Das sollte man nutzen und was draus machen aus seiner Armeezeit. Meine achtzehn Monate waren für mich nicht nur Pflicht. Sie waren auch eine Chance, das weiß ich heute. Und ich denke, ich habe sie nicht schlecht genutzt.

*Aufgeschrieben  
von Karin Matthées  
Bild: Manfred Uhlenhut*



und Hillich befiehlt er, am Schuppen gedeckt Posten zu beziehen, und Breitenstein bedeutet er, ihm zu folgen. Mit der MPI im Anschlag gehen sie dem Fahrzeug entgegen.

Nachdem der Fahrer den Motor abgestellt hat, verlassen zwei Männer in dunkelblauen Arbeitsanzügen die Kabine. Der schwächere von ihnen, unrasiert und mit zerfurchtem Gesicht, tippt mit zwei Fingern der rechten Hand gegen seinen Schutzhelm und erkundigt sich, was sie im Abbruchgebiet noch zu suchen hätten, die Häuser würden morgen Mittag gesprengt, eine dementsprechende Information sei heute im Laufe des Tages an die zuständigen Dienststellen der NVA abgegangen, sie selbst seien hier, um den Gerätewagen in den Betrieb zurückzuführen. In der Frühe begänne das Sprengkommando mit den Vorbereitungen, Zeit also, hier zu verschwinden.

Sternberg beobachtet, wie sie den Traktor zur Hofeinfahrt des letzten Hauses fahren. Ein weiterer Fehler, denkt er bitter. Wir haben uns nicht mal die Mühe gemacht, die restlichen Häuser zu durchsuchen.

Wenig später fahren die beiden Männer mit dem angekoppelten Wagen davon.

Es dunkelt. Der Gefreite hat erneut ablösen lassen. Er sitzt auf der untersten Treppenstufe im Flur. Stübner öffnet runde, flache Wurstbüchsen. Der Gefreite kaut lustlos. Sinnlos, daß sie noch ausharren. Auch die Gegenseite ist von der morgigen Sprengung informiert. Das verbietet, das Abbruchgebiet für ihre Handlungen zu nutzen. Warum also ist die Gruppe noch hier? Warum holt man sie nicht zurück? Wenn bloß das verdammte Funkgerät funktionierte. Irgendwann in der Nacht oder am frühen Morgen begänne sicher aus den Verteidigungsstellungen heraus der Gegenangriff. Kann Kowalski das Fehlen einer ganzen Gruppe, deren Aufgabe hinfällig geworden ist, in Kauf nehmen? Sternberg äußert den Gedanken laut, aber er trifft auf wenig Verständnis bei Stübner. „Früher hast du dich nicht drum gerissen, der erste zu sein, der sich die Lunge aus dem Halse reißt.“

Sternberg kann es nicht abstreiten. Es ist so gewesen. Zu plötzlich für Stübner, Hillich und die anderen offenbart er neue Gedanken. Zu plötzlich aber auch für ihn selbst, denn er kann nicht erklären, warum er die Dinge nicht laufen läßt, wie sie sich halt ergeben.

Abrücken also, denkt er. Doch damit verstieße er eindeutig gegen den Befehl. Der lautet: hierbleiben und sichern bis zur Abholung. Und er kann die einmal in Betracht gezogene Befürchtung nicht verdrängen: Vielleicht will der Zugführer die Gruppe möglichst lange auf diesem Posten sitzenlassen. Sternberg als Gruppenführer ist beim Angriff ein Risiko, Maschutta wäre keins. Ergo: Sternberg abschieben. Verübeln kann er das dem Oberleutnant kaum. Zu selten ist er, Sternberg, neben Maschutta getreten, um ihn zu un-

terstützen. Jetzt erst merkt er, wie es in der Gruppe knistert, welche Spannungen herrschen. Sie würden, rückten sie ab und es erwies sich als ein Fehler, nicht hinter ihm stehn. Diesen Rückhalt jedoch brauchte er bei seiner Entscheidung. Sternberg ahnt, daß Maschutta und der Zugführer im Vergangenen zu sehr dem scheinbarfesten Zusammenhalt in der Gruppe vertraut hatten. Das rächte sich, deswegen scheut er die Festigkeitsprobe. Deswegen kann er sich auch der eigenen Schuld an diesem Zustand nicht entziehen.

„Abrücken...“, sagt Sternberg halblaut vor sich hin und vermutet, daß die Information über die Sprengung bis zum Zugführer einen sehr langen Weg zurückzulegen hat.

„Was ein Befehl ist, wirst du wohl noch wissen.“ Stübners Groll ist nicht zu überhören.

Es wäre ein Risiko, aber ein vertretbares, vielleicht ein notwendiges, überlegt Sternberg weiter. Doch nirgendwo wurde mir Risikobereitschaft bisher abgefordert. Nicht in der Schule. Nicht während der Lehre. Nicht im Beruf. Fehler und Unterlassungen wurden bestraft. Bewährte Wahrheiten und gesicherte Entscheidungen waren gefragt. Und bei der Fahne soll ich nun plötzlich was wagen, das gegen den Baum gehen kann? Wie oft ist ein Fehler oder der falsche Zungenschlag eines Menschen zum Makel erklärt worden, der ihn sein Leben lang mit seinen Papieren verfolgte.

„Wir bleiben“, sagt Sternberg, und Stübner nickt. Auch das Festhalten an einem Befehl kann also zu einem Risiko werden, denkt Sternberg. Und er entschließt sich, die Beobachtung noch zu verstärken. Weder ein möglicher Gegner noch die Ankunft des Sprengkommandos dürfen unbemerkt bleiben. Kommt das Kommando, wird er den Rückmarsch befehlen.

Am nächsten Morgen, noch vor dem Eintreffen des Sprengkommandos, fährt sie ein LKW zu ihrer Einheit zurück. Die Nachricht von der Sprengung hatte Kowalski erst nach Mitternacht erreicht, als der Angriff seines Zuges und der Kompanie unmittelbar bevorstand. Da war kein Fahrzeug mehr abkömmlich gewesen.

Mit ausdruckslosem Gesicht erfährt Sternberg, daß der Angriff an einigen Stellen nicht den angestrebten Erfolg gebracht habe und die Kompanie erneut zur Verteidigung übergegangen sei.

„Ich kann die Gruppe nicht führen“, sagt Sternberg. „Setzen Sie jemand anderen ein.“

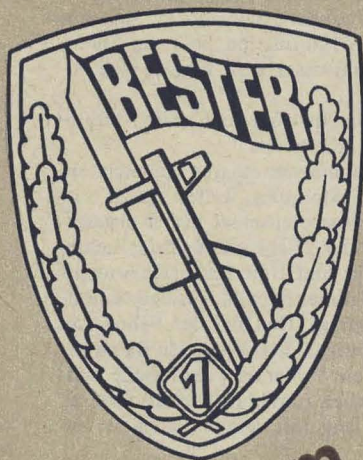
Kowalski mustert ihn mit Unverständnis. „Sie haben Ihre Aufgabe erfüllt“, sagt er nach einigen Sekunden. „Also begeben Sie sich zu Ihren Genossen, und halten Sie sich dort bereit.“

„Es ist anders“, will Sternberg erklären.

„Das ist ein Befehl“, sagt der Zugführer betont deutlich, jede Widerrede unterbindend.

Langsam geht Sternberg davon. Es ist alles ganz anders, denkt er nochmals. Dann steht er erneut vor seiner Gruppe und sucht das Grinsen Hillichs, Stübners Ironie. Doch die Gesichter sind diesmal ernst.





## Rund um das Besten- abzeichen

Zugegeben: so richtig rund ist es gar nicht, das wappenartige Abzeichen mit dem großgeschriebenen BESTER. Aber, was macht's. „Rund“ soll deswegen dieser AR-Ratgeber sein, mit dem wir zahlreiche Leserfragen beantworten wollen.

### Wie kommt man zu Bestentitel und Bestenabzeichen?

Zum ersten geht es darum, daß der einzelne bzw. ein militärisches Kollektiv am sozialistischen Wettbewerb teilnimmt. Im neuen, am 1. Dezember begonnenen Ausbildungsjahr steht er unter dem Motto: „Stets wachsam und verteidigungsbereit. Täglich unser Bestes zur Erfüllung des Klassenauftrages. Vorwärts zum 40. Jahrestag der DDR!“ Darin drückt sich zugleich das zweite aus, das von Belang ist: hohe Leistungen bei der militärischen Pflichterfüllung, die ganz konkreten und in der Wettbewerbsdirektive des Ministers für Nationale Verteidigung festgelegten Anforderungen entsprechen. In den sozialistischen Wettbewerb einbezogen sind alle Angehörigen unserer Streitkräfte sowie militärische Kollektive wie Gruppen, Bedienungen, Besatzungen, Trupps, Züge, Gefechtsabschnitte, Kompanien, Schiffe und Boote, Bataillone und Truppenteile.

### Welche Bestentitel gibt es?

Da es den Grundsätzen des sozialistischen Wettbewerbs entspricht, möglichst alle einzubeziehen und jedem eine Chance zu geben, Spitzenpositionen zu erringen, kann man sich vielfältig beweisen. Das zeigt sich in den Auszeichnungen, die an Einzelpersonen verliehen werden können: Bester, Bester Gruppenführer, Bester Hauptfeldwebel, Bester Zugführer und Bester Kompaniechef. Darüber hinaus gibt es folgende Kollektivtitel: Beste Einheit, Bester Truppenteil, Beste Einrichtung, Bestes Neuererkollektiv und Bestes Reservistenkollektiv.

### Wer kann „Bester“ werden?

Bleiben wir zunächst bei den Soldaten und Unteroffizieren, die keine Unterstellte haben. Sie können als Beste ausgezeichnet werden, wenn sie ihre Dienst-

pflichten vorschriftsmäßig erfüllen und in mindestens  $\frac{2}{3}$  der Hauptausbildungszweige (Politikschulung, Taktik-, Schieß-, Schutz-, Spezialausbildung) die Note 1 sowie in allen anderen Ausbildungszweigen gute Ergebnisse erreichen. Außerdem müssen sie die ihnen anvertraute Militärtechnik in der Regel in sehr gutem, also der Note 1 entsprechendem Zustand halten sowie sparsam mit materiellen Mitteln umgehen. Vorausgesetzt wird ferner, daß jeder die anderen fünf Soldatenauszeichnungen besitzt; natürlich nur, sofern ihm seine Dienststellung dies auch ermöglicht. Und was wäre ein „Bester“, der nicht aktiv am gesellschaftlichen Leben seines Kollektivs teilnehme, anderen in der Ausbildung nicht helfen und ihnen seine Erfahrungen nicht übermitteln würde? Vorn und mithin unter den Besten zu sein, das verlangt natürlich auch Vorbildlichkeit in der militärischen Disziplin und Ordnung.

### Welches sind die anderen fünf Soldatenauszeichnungen?

Wer nach dem Bestenabzeichen strebt, muß zuvor die ihm in seiner Dienststellung möglichen Soldatenauszeichnungen erworben haben. Es sind dies: Klassifizierungsabzeichen, Schützenschnur, Abzeichen „Für gutes Wissen“ der FDJ, Sportabzeichen der DDR und Militärsportabzeichen. Zwar muß sich dafür jeder selbst anstrengen; die Vorgesetzten jedoch sind gehalten, ihn in seinem Streben zu unterstützen.

### Was ist mit Bestentiteln für die Vorgesetzten?

Sie gibt es ebenfalls – und zwar für Unteroffiziere, Fähnriche und Offiziere bis zur Führungsebene Kompanie, sofern sie Unterstellte haben. Wenn sie die jeweiligen Bedingungen erfüllen, werden sie – entsprechend der Einheit, die sie befehligen – als Bester Gruppenführer, Bester Zugführer oder Bester Kompaniechef geehrt.



Voraussetzung ist allerdings, daß ihre Gruppe bzw. ihr Zug bzw. ihre Kompanie als Beste Einheit dasteht, sofern diese am Titelkampf teilnehmen können.

### **Und wie sieht es bei Reservisten aus?**

Mit dem Bestentitel kann auch ausgezeichnet werden, wer mindestens drei Monate Reservistenwehrdienst leistet und die schon genannten Bedingungen erfüllt. Der Erwerb der anderen Soldatenauszeichnungen wird hierbei ausnahmsweise erlassen.

### **Wie sieht's aus, wenn man das Militärsportabzeichen nicht hat?**

Es kann schon vorkommen, daß dieser oder jener die Bedingungen dafür aus gesundheitlichen Gründen nicht schafft. Aber auch wenn er alle anderen Kriterien für den Bestentitel erfüllt, muß er ihm dennoch verwehrt werden. Es sind ja in der Tat Spitzenleistungen gefragt; nur wer sie im geforderten Umfang erreicht, kann sich mit Fug und Recht zu den Besten zählen. Abstriche an den Bedingungen und Erleichterungen zuzulassen, hieße den Charakter der Auszeichnung zu verwässern und das Ansehen ihrer Träger zu schmälern. Genossen, die hervorragende Teilleistungen erreichen, sind folglich in anderer Form zu würdigen.

### **Wie erfolgt die Wertung?**

Eigens für den sozialistischen Wettbewerb geltende Regeln und Kennziffern existieren nicht. Alle Leistungen orientieren sich an den militärischen Bestimmungen und den Ausbildungsprogrammen mitsamt ihren Normen; sie sind Wertungsgrundlage. Das erleichtert die Übersicht und Verständlichkeit, macht es jedem möglich, seinen Leistungsstand zu erkennen. Zudem können die Leistungen innerhalb der Dienststellungen

sowie zwischen den Genossen und Einheiten verglichen werden. Mit der Erfüllung der politischen, militärischen und ökonomischen Aufgaben ist auch der sozialistische Wettbewerb auszuwerten; in den Gruppen und Zügen hat dies wöchentlich zu erfolgen, in den Kompanien vierzehntägig. Hervorragende Leistungen sollen sofort mit einer entsprechenden Belobigung anerkannt werden, das heißt, man muß damit nicht bis zum Ende einer Wettbewerbsperiode warten.

### **Wann werden die Besten ausgezeichnet?**

Das geschieht, nachdem eine bestimmte Ausbildungsperiode abgeschlossen ist und der Auszeichnende sich über eine längere Zeit in verschiedenen Situationen bewähren konnte. Mithin nimmt der Kommandeur des Truppenteils am Ende jedes Ausbildungshalbjahres oder am Ende des Reservistenwehrdienstes sowie vor der Entlassung die Ehrungen vor. Die besten Fähnrich- und Offiziersschüler werden ausgezeichnet, wenn sie das Ausbildungs- oder Studienjahr beendet haben.

### **Gibt es auch etwas bar auf die Hand?**

Ja. Mit dem Bestenabzeichen geehrte Soldaten, Gefreite in der Unteroffiziersausbildung, Fähnrich- und Offiziersschüler sowie Unteroffiziere ohne Unterstelle bekommen eine einmalige finanzielle Zuwendung von 100 Mark. Weiter geht es wie folgt: Bester Gruppenführer = 200 Mark, Bester Hauptfeldwebel = 300 Mark, Bester Zugführer = 400 Mark, Bester Kompaniechef = 500 Mark. Hat jemand bereits mehrere Bestentitel und wird nunmehr mit dem „Leistungsabzeichen der NVA“ oder gar der „Verdienstmedaille der NVA“ ausgezeichnet, so erhält er die dafür vorgesehenen Gelder; eventuelle Differenzen sind den oben genannten Summen anzugleichen.

### **Wie oft kann man das Bestenabzeichen erhalten?**

Jeder kann sich zu Beginn jeder neuen Ausbildungsetappe dem Kampf um den Bestentitel stellen. Hat er ihn zum ersten Mal errungen, bekommt er das Bestenabzeichen; zugleich wird er vor der Truppenfahne fotografiert oder erhalten die Angehörigen bzw. der Betrieb einen seine Leistungen anerkennenden Brief des Kommandeurs. Wer den Bestentitel zum zweiten, dritten oder vierten Mal erkämpft, darf sich die entsprechende Zahl in sein Bestenabzeichen einschrauben. Für den fünften Titel gibt es das „Leistungsabzeichen der NVA“. Die Auszeichnung mit der „Verdienstmedaille der NVA“ erfolgt nach siebenjähriger Teilnahme an der Bestenbewegung in Bronze, nach neunjähriger in Silber und nach zwölfjähriger in Gold; in jedem Jahr müssen die Bedingungen mindestens einmal erfüllt worden sein.

### **Wie lange ist der Bestentitel gültig?**

Unbegrenzt – sofern keine Gründe vorliegen, um ihn abzu erkennen. Jeder also, der das Bestenabzeichen hat, bleibt für die Dauer seines Wehrdienstes in dessen Besitz. Jedoch, was wäre ein Spitzenreiter, der sich auf seinen Lorbeeren sonnt? Mithin sollte sich jeder Beste immer wieder aufs neue dem Kampf um diesen Titel stellen.

### **Kann der Bestentitel aberkannt werden?**

Das ist möglich. Und zwar dann, wenn sich der Träger seiner Auszeichnung nicht mehr als würdig erweist und nicht mehr als Vorbild gelten kann. In diesem Fall kann ihm der Kommandeur des Truppenteils den Bestentitel aberkennen.

Redaktion: Horst Spickereit



# Kreuzworträtsel mit Preisfrage

**Waagrecht:** 1. effektiv beschleunigter Schlußteil der ital. Opernrie, 5. Landschaftsverteilung, 9. Metallverlust durch Verschlickung, 13. nordischer Gott des Feuers, 14. heiliger Stier der alten Ägypter, 15. Speisefisch, 17. finnischer See, 18. Manuscripthalter an der Setzmaschine, 20. Niederschlag, 22. Hast, 23. Salzlösung, 26. Romangestalt bei Alex Wedding, 27. Wintersportgerät, 28. Gebirge in Griechenland, 30. Nichtleiter, 31. Pflanzenteil für Veredlungen, 32. Alkaloid der Nachtschattengewächse, 35. Finkenvogel, 38. Stadt in Tschad, 39. Zuchttier, 41. Aufforderung, Befehl, 44. Stadt an der Adige, 46. Papagei, 48. Mutter der Nibelungenkönige, 50. griech. Göttin, 51. Betäubung, 52. Handlung, 53. Stadt in Mittelportugal, 56. Stadt auf Honshu, 57. Mißgunst, 60. Grundbestandteil, 61. sibirischer Strom, 63. deutsche Spielkarte, 66. Hauptstadt von Togo, 67. Teil der Hand, 71. Gestalt aus „Der Kuß der Juanita“, 73. eingedickter Fruchtsaft, 74. Teil des Musikunterrichts, 75. franz. Schriftstellerin, 77. deutscher Meistersänger im 15./16. Jh., 79. Fanggerät für Raubwild, 82. Nebenfluß der Fulda, 84. Stauanlage, 86. Insel im Stillen Ozean, 88. Schriftsteller, 93. äußerer Abschluß, 95. Vorname einer Romangestalt Erwin Strittmatters, 97. spanische männl. Anrede, 98. Nebenfluß der Aller, 100. Strandbereich, Uferzone, 101. Gestalt eines franz. Schäferromans, 102. Stadt im Erzgebirge, 103. Gestalt aus „Die sizilianische Vesper“, 106. Zitatenammlung, 107. chem. Element, 110. Roman von Zola, 112. europ. Grenzfluß, 114. Handwerker, 118. mil. Rang, 120. Beziehung, Verhältnis, 122. giftige Spinne des Mittelmeergebiets, 125. Hausrat, 126. Mineral, 127. schwedischer Name einer finnischen Stadt, 128. Fluß im Kaukasus, 129. Nebenfluß der Kura, 131. eine der Karavellen von Kolumbus, 134. Zusatzgerät in der Technik, 135. Wohlwollen, 137. Schiffsbauplatz, 138. Wüstenform, 139. Staat in Vorderasien, 140. Dampfer, 141. Bücherfreund, 142. Gatte.

**Senkrecht:** 1. Ostafrikaner, 2. Kunststil im 18. Jh., 3. Destillationsprodukt der Kohle, 4. Fluß im Osten der UdSSR, 5. Wintersportgerät, 6. niederes Lebewesen, 7. kurzes Gewehr, 8. Insel im Pazifik, 9. oberital. Stadt, 10. ehem. ungarischer Fußball-Nationalspieler, 11. streng enthaltene Lebensweise, 12. Stadt in Texas (USA), 16. Sowjetbürger, 19. weiblicher Vorname, 21. Fußteil, 22. Flachland, 24. Maler und Bildhauer des süddeutschen Spätbarocks, 25. Fluß zur Nordsee, 28. Speisefisch, 29. Getreidespeicher, 33. rätselhafter Ausspruch, 34. Stadt in Nigeria, 35. schwedischer See, 36. rumänischer Schwarzmeerort, 37. Wanderpause, 38. Bürde, 40. altgermanisches Schriftzeichen, 41. DDR-Bezirk, 42. Wrasen, 43. Haupt-, Leitgedanke, 45. Abteilung des Juras, 47. Grundbaustein der Elemente, 49. Brennstoffbehälter, 54. Blutader, 55. sowj. Donauhafen, 58. Bezeichnung für alle zaharmen Säugetiere, 59. Wohlgeruch, 61. Theaterplatz, 62. Signalvorrichtung auf Schiffen, 64. Werk, Firma, 65. Sportart, 68. unterdrückter Ärger, 69. Festlichkeit, 70. weiblicher Vorname, 72. Vorfahr, 73. Halbton, 76. Fläche, 78. Erzgang, 80. Sowjetbürger, 81. spanischer Fluß, 83. Südfrucht, 85. Warenaustausch, 86. südfanz. Stadt, 87. Grundfarbe, 89. Tochter des Odipus, 90. Abschluß, 91. spanische Kriegsflotte im 16. Jh., 92. nordisches Göttergeschlecht, 94. europ. Währung, 95. Hafenstadt in Algerien, 96. Elch, 98. Nebenfluß der Donau, 99. altorient. Staat, 104. geographischer Begriff, 105. franz. Landschaft, 108. nordungarische Stadt, 109. Maßangabe für den radioaktiven Gehalt von Quellwässern, 111. weiblicher Vorname, 113. Salzsee östlich von Wolgograd, 115. Begründer der tadshikischen Sowjetliteratur, 116. Nebenfluß der Fulda, 117. inneres Organ, 119. Augenwasser, 120. elektromagnetische Schalteinrichtung, 121. franz. Schriftsteller des 17./18. Jh., 123. Grundton einer Tonart, 124. BRD-Schauspieler, gest. 1978, 129. Lebenshauch, 130. Stadt im Norden Saudi-Arabien, 132. Erbauer des heutigen Berliner Bodemuseums, 133. weibliches Rollenfach, 135. ausgeflockter Niederschlag, 136. Berg in Graubünden.

**Preisfrage:** Die Buchstaben in den Feldern 74, 58, 89, 105, 67 – 1, 6, 62, 7, 64, 31, 30 und 104 ergeben in dieser Reihenfolge den Namen eines Autors von Armee-Literatur. Wie heißt er? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 5. 1. 1989. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 1/89. Unsere Anschrift: Redaktion „Armeerundschau“, PF 46 130, Berlin, 1055.

## Auflösung aus Heft 11/88

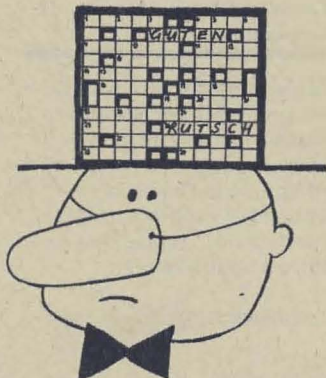
**Preisfrage:** Die richtige Antwort lautet: Funkmeßtruppführer. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.

**Waagrecht:** 1. Buffo, 4. Rist, 7. Film, 10. Terek, 13. Leu, 14. Irbis, 15. Eta, 16. Riese, 17. Tara, 19. Tete, 21. Nones, 22. Atem, 23. Uri, 25. Iran, 26. Orest, 29. Unmasse, 32. Elemi, 35. Tera, 36. Lore, 37. Irun, 39. Irin, 40. Ase, 42. Tasse, 45. Eis, 47. Porter, 49. Tor, 50. Alt, 52. Emir, 55. Lear, 56. Ill, 57. Hera, 58. Paste, 59. Tabor, 60. Napf, 62. Sam, 64. Mier, 66. Liesen, 67. Florida, 70. Karree, 71. Entree, 74. Edition, 78. Rokoko, 81. Luv, 83. Akt, 85. Stil, 86. Tamarinde, 87. Netz, 88. San, 89. Inn, 91. Nomade, 93. Steamer, 97. Uigure, 100. Sonate, 102. Steiger, 106. Enzian, 108. Ende, 109. Lei, 110. Illo, 111. Osten, 112. Rhone, 113. Deck, 115. Tak, 116. Arad, 118. Narben, 121. Ede, 123. Gas, 125. Reimer, 128. Ora, 129. Orion, 131. Ono, 132. Arar, 134. Kern, 136. Kinn, 138. Rita, 141. Renan, 143. Halogen, 146. Limes, 147. Elli, 149. Ero, 150. Etui, 152. Atair, 153. Anis, 155. Lese, 157. Trope, 158. Vah, 159. Degen, 160. Lee, 161. Elena, 162. Neon, 163. Mahl, 164. Ritze.

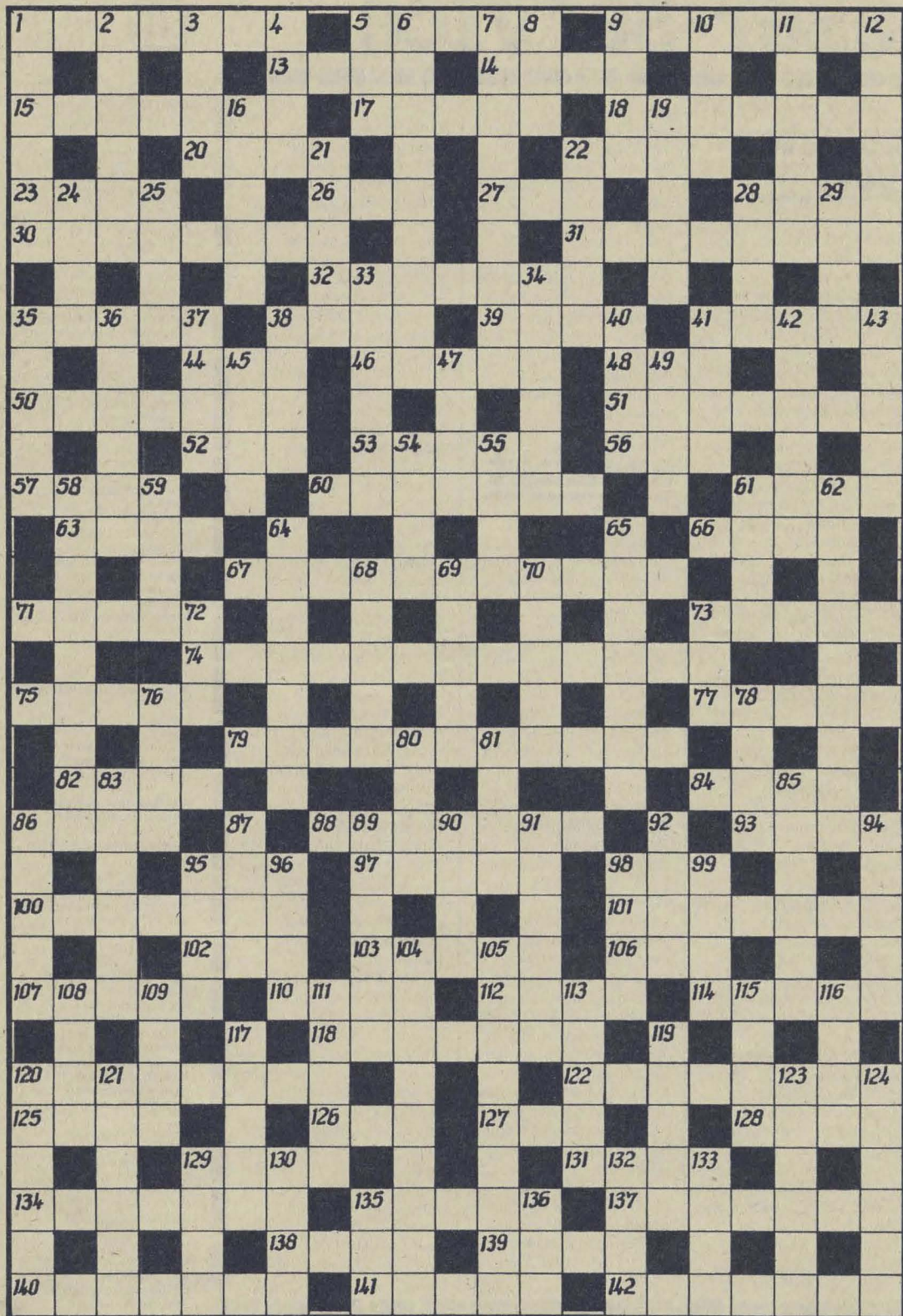
**Senkrecht:** 1. Bardot, 2. Fieber, 3. Oleat, 4. Rute, 5. Sir, 6. Traum, 7. Fitis, 8. Ise, 9. Meer, 10. Tanne, 11. Renner, 12. Kasein, 18. Amur, 20. Tier, 24. Raps, 27. Reno, 28. Saat, 30. Neto, 31. Siel, 33. Lisi, 34. Mira, 36. Leré, 38. Neer, 41. Selene, 43. Arioso, 44. Salami, 46. Imatra, 47. Pupille, 48. Respekt, 49. Treff, 51. Thema, 53. Roberto, 54. Torpedo, 61. Angel, 63. Arzt, 65. Ekart, 68. Lid, 69. Duo, 72. Netto, 73. Rilla, 74. Evans, 75. Irade, 76. Idiom, 77. Nadir, 79. König, 80. Kater, 82. Uta, 84. Ken, 88. Selen, 90. Nudel, 91. Nashorn, 92. Monitor, 94. Tat, 95. Arie, 96. Ehe, 98. Uniform, 99. Einkehr, 101. Tender, 102. Senke, 103. Elster, 104. Ginkgo, 105. Rigas, 107. Norden, 114. Enak, 117. Aron, 119. Aare, 120. Bora, 122. Dona, 124. Anke, 126. Iori, 127. Ente, 130. Igor, 132. Arkade, 133. Anlage, 135. Rhin, 137. Ines, 139. Import, 140. Askese, 142. Nerva, 144. Lesen, 145. Golem, 146. Liter, 148. Lahn, 151. Tell, 154. Ido, 156. Ena.

**Die Gewinner unserer Preisaufgabe in AR 8/88 waren:** Gefr. Ronald Haacke, Brietz, 3561, 25,-M; Heinz Graupner, Leipzig-Grünau, 7060, 15,-M, und Irma Marzahn, Berlin, 1156, 10,-M. Herzlichen Glückwunsch!

Autor: Peter Klein  
Vignette: Joachim Hermann









## soldaten-post

... wünschen sich: Doreen Randel (17), Breitestr. 27, Barby, 3302 – Sabine Hackbeil (19), Wittstockstr. 11, Leipzig, 7050 – Anke Hartmann (21), Ostseestr. 81, Berlin, 1055 – Simone Gothe (24, Tochter 3), Ahornweg 7, Halle, 4073 – Katrin Jarczewski (16), K.-Marx-Str. 1c, Delitzsch, 7270 – Ramona Hoffmann (19, Sohn 1), Leninring 95, Suhl, 6018 – Michaela Schulz (17), Chausseestr. 36, Arbeiterwohnheim, Gribow, 2201 – Diana Geist (16), Kleiner Warnowdamm 15, Rostock 27, 2520 – Diana Tabbert (19), Bahnwärterhaus 55, Papendorf, 2101 – Christiane Schlicht (19), PF 58, Goldenitz, 2621 – Kerstin Haublin (20), Hauptstr. 150, SG 87/3, AJS Zug, Zug, 9201 – Andrea Trippler (19) und Andrea Fröhlich (19) beide an Fröhlich, Galileistr. 59, Babelsberg, 1597 – Kerstin Mietz (18), O.-Grotewohl-Ring 13, Eisenhüttenstadt, 1220 – Marlit Hausmann, Nr. 40, Breitenborn, 7231

### Mit Berufssoldaten

möchten sich schreiben: Kirsten Bigalke (23), Gerichtsplatz 5, Cottbus, 7500 – Heike Jurk (18), Lunikstr. 12, Hoyerswerda, 7700 – Steffi Dähne (23), Str. d. Befreiung 45, Leipzig, 7050 – Ines Leybold (25, Tochter 3), Block 247/6, Halle-Neustadt, 4090 – Claudia Griebel (19), Böhmischer Weg 22, Heidenau, 8312 – Peggy Mielke (17), Lange Str. 4, PSF 147/3, Fürstenwalde, 1240 – Jana Mattenschonitz (19), Schmiedestr. 34, Halle, 4020 – Kathrin Scholz (25,

Sohn 2), Bahnhofstr. 13, Bernburg, 4350 – Sylvia Nachtigal (19), E.-Thälmann-Str. 20, Altenburg, 7400 – Petra Seifert (21), Romanjunkturplatz 12, Dessau, 4500 – Kerstin Wolff (24, Tochter 3), Kröpeliner Str. 3, Berlin, 1093 – Sabine Thon (23), H.-Heine-Str. 35, Zeuthen, 1615 – Sylvia Lolse (21, Sohn 2), Talstr. 7, Rabenau, 8222 – Petra Kuckert (17), Zum Schießplatz 70, München-gosserstadt, 5321

## ar-markt

Biete AR 10/82; 7, 8, 11, 12/84; 4, 5/85; 2, 4, 7, 8, 9, 10, 12/86; 1, 5, 6, 7, 8/87: Bodo Brandt, Pokreuter Str. 18, PF 397, Lützow, 2731 – Biete Motorkalender, Jugendlexikon „Militärwesen“, Lexikon „Deutsche Geschichte“, „Vom Tagebuch zum Todesurteil“, „In schwerer Zeit“, Karl-May-Bücher. Suche „Der Tod kam mit der Post“, Bildatlas „Auto-Union“, „Riesen der Ozeane“, Walter Wendisch, Berchtesgadener Str. 19, Dresden, 8021 – Biete AR 1984 u. 85, Militärwesen 1983–87, Militärgeschichte 1983–87, Visier 1984 u. 86, Fliegerrevue 1975–87, Motorjahr 1966, 81–85, Fliegerjahrbuch 1959–82, Fliegerkalender 1976–83, „Flugzeuge aus aller Welt“ 1 u. 3, „Das alte Dresden“, „Grand-Prix-Report“, „Junkers und seine Flugzeuge“, „Das große Flugzeugtypenbuch“, „Das große Buch der Schiffstypen“, „Raumfahrt Träger- raketen“. Suche Marinekalender vor 1969, Motorjahr 1956, 57, 63–65, 67–69, 71, 86; „Flugzeuge aus aller Welt“ 2, „August der Starke und das Kurfürstentum Sachsen“: Steffen

Radeschock, Str. d. Befreiung 29, Dresden, 8060 – Biete Fliegerjahrbücher 1958–87, Luftfahrt- und Marine-Literatur, Memoiren: Gerhard Mausolf, Modersohnstr. 60, Berlin, 1017 – Suche Bastelmaterial für Hubschrauber- und Jagdflugzeugmodelle: Mirko Peters, PSF 73-13, Grammow, 2551 – Biete AR-Typenblätter u. -poster, Militärtechnische Hefte, Memoiren, Orden u. Medaillen (außer 1933–45). Suche Orden, Medaillen, Militäreffekten, Helme (außer 1933–45): H. J. Wilk, Rauhe Häge 7, Wismar, 2400 – Biete Taschenkalender, suche Literatur ü. Sportschießen u. Schusswaffen: Monika Wolter, Str. d. Jugend 20, Viereck, 2104 – Biete Visier, Minibücher, suche Minibücher, Aufkleber u. Wimpel v. Sportschießen: Bernd Wolter, Str. d. Jugend 20, Viereck, 2104 – Biete „Uniformen europäischer Armeen“, „Delirium“, suche „Der zweite Weltkrieg“: M. Schulz, PF 047, Karlshagen, 2222 – Biete AR einzeln 1060–65, Jahrgänge 1966–85, 1–7/1986: Karsten Stegmann, W.-Liebknecht-Str. 14, Finsterwalde, 7980 – Biete AR-Typenblätter, – Waffensammlungen, – Poster, Militärtechnische Hefte, Modellbausätze (1:72) Jak 1M, S-199, L-39, MiG-21MF. Suche „Kampf um die Luftherrschaft“: S. Dutschk, Kalkwitzer Str. 9, Koßwig, 7541 – Biete MTH „Landungsschiffe“ u. „U-Boot-Abwehrschiffe“. Suche MTH „Kampfhubschrauber“, „Strahltrainer“, „Jagdflugzeuge“: Erik Kruse, O.-Grotewohl-Str. 6, Eberswalde-Finow 3, 1307 – Suche Modellbausätze (1:72) Mi-24, MiG-23, 25, 27, 29: Gert Gäth, Str. d. DSF 35, Hagenow, 2820.

## ARMEERUNDSCHAU SOLDATENMAGAZIN

Herausgeber:  
Ministerium für  
Nationale Verteidigung  
Verlag: Militärverlag  
der DDR (VEB) –  
Storkower Str. 158,  
Berlin 1055  
Tel.: 4 30 06 18  
Chefredakteur:  
Oberst Karl Heinz Freitag  
Anschrift der Redaktion:  
Postfach 46 130  
Berlin 1055  
Telefonanschuß  
des Verlages  
Lizenz-Nr. 234  
des Presseamtes beim  
Vorsitzenden des  
Ministerrates der DDR  
Gesamtherstellung:  
INTERDRUCK  
Graphischer Großbetrieb  
Leipzig,  
Betrieb der ausgezeichneten  
Qualitätsarbeit,  
III/18/97  
Gestaltung:  
Kurt-Norbert Marsand/  
Joachim Hermann  
Nachdruck, auch aus-  
zugsweise, nur mit  
Genehmigung der  
Redaktion  
Artikelnummer (EDV):  
52315  
Erscheinungsweise:  
monatlich  
Preis je Heft sowie  
Abonnementspreis DDR:  
1,- Mark  
(Auslandspreise sind den  
Zeitschriftenkatalogen  
des Außenhandels-  
betriebes BUCHEXPORT  
zu entnehmen)

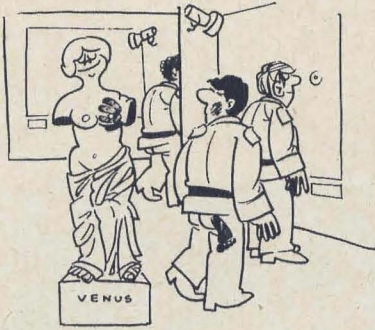
Redaktionsschluß dieses  
Heftes: 21. 10. 1988

Titelbild: Manfred Uhlen-  
hut

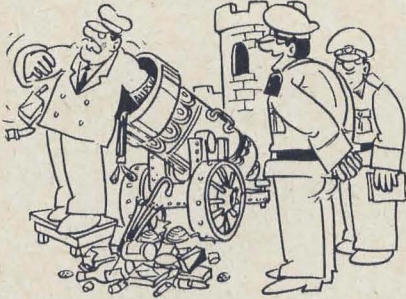
Bezugsmöglichkeiten in  
der DDR über die  
Deutsche Post, in den  
sozialistischen Ländern  
über den inter-  
nationalen Buch- und  
Zeitschriftenhandel.  
Bei Bezugsschwierig-  
keiten im nichtsozialisti-  
schen Ausland wenden  
sich Interessenten bitte  
an den Außenhandels-  
betrieb BUCHEXPORT,  
DDR – Leninstr. 16, Post-  
fach 160, Leipzig 7010

Anzeigenverwaltung:  
Militärverlag der  
DDR (VEB) – Berlin, Ab-  
satzabteilung,  
Storkower Str. 158,  
Berlin 1055, Tel.:  
43006 18/App. 330 –  
Anzeigenannahme: An-  
zeigenannahmestellen in  
Berlin und in den Bezir-  
ken der DDR.  
Gültige Anzeigenpreis-  
liste Nr. 7

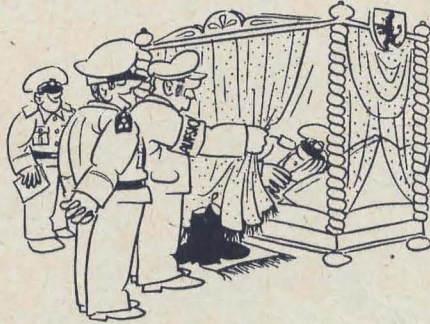




# Museums- reif! stöhnt Gerhard Herma



„Ja ja, das leidige Waffenreinigen ...“



„Drücken Sie doch mal 'n Auge zu –  
er war heute Bester im Härtetest!“



„Hat jemand unseren  
Komplekte-Koch gesehen?“



„Ich darf darauf hinweisen, daß die  
'Scharfe Ecke' heute Ruhetag hat!“



„Könnt kommen, Jungs,  
hat aufgehört zu regnen!“



Künstler  
gegen  
Apartheid  
**Joe  
Cocker**

